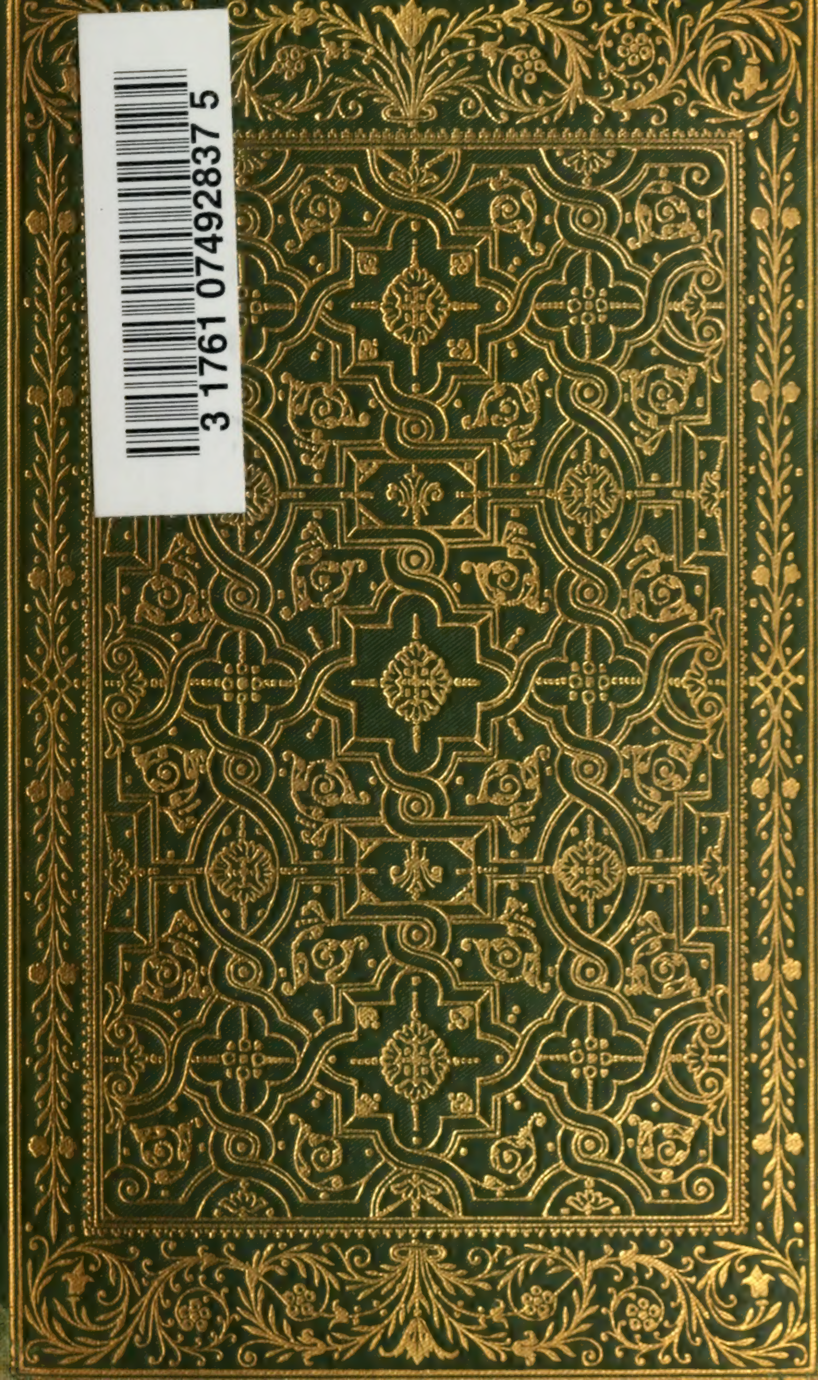
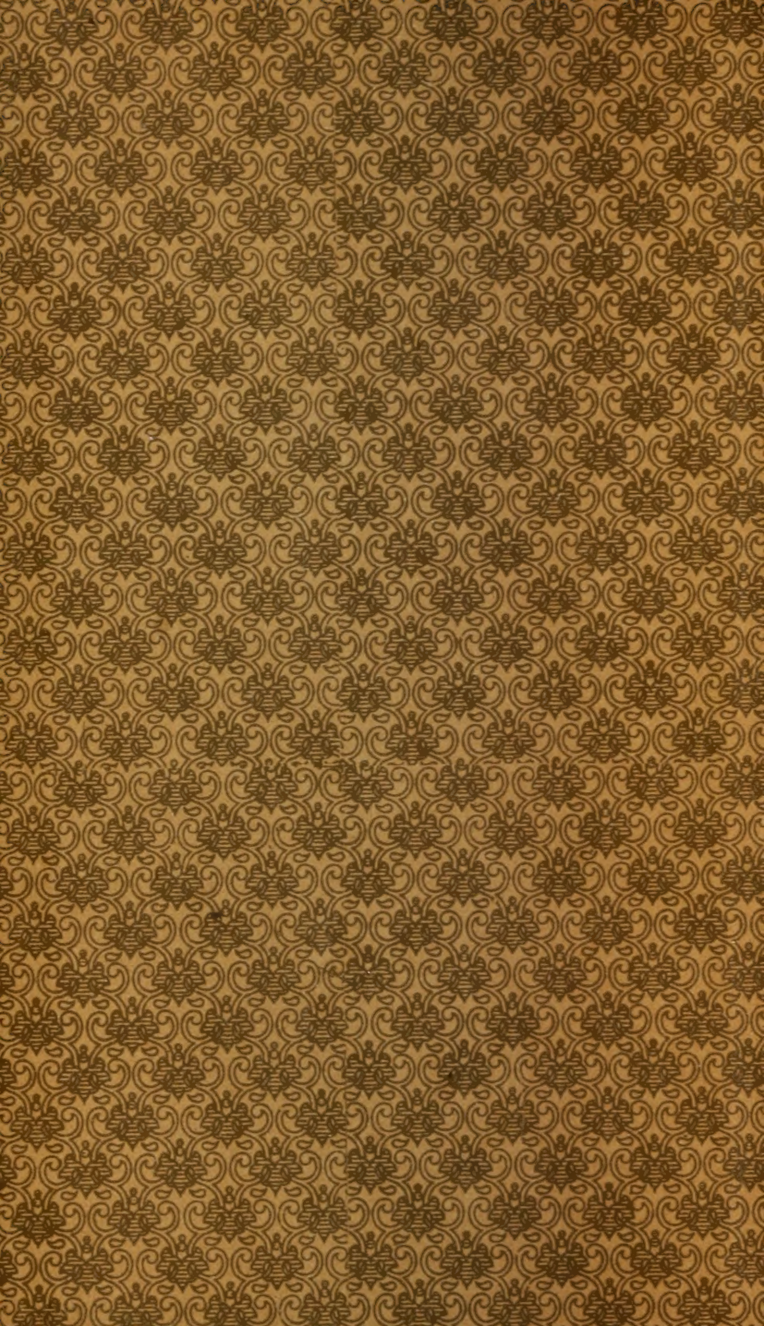
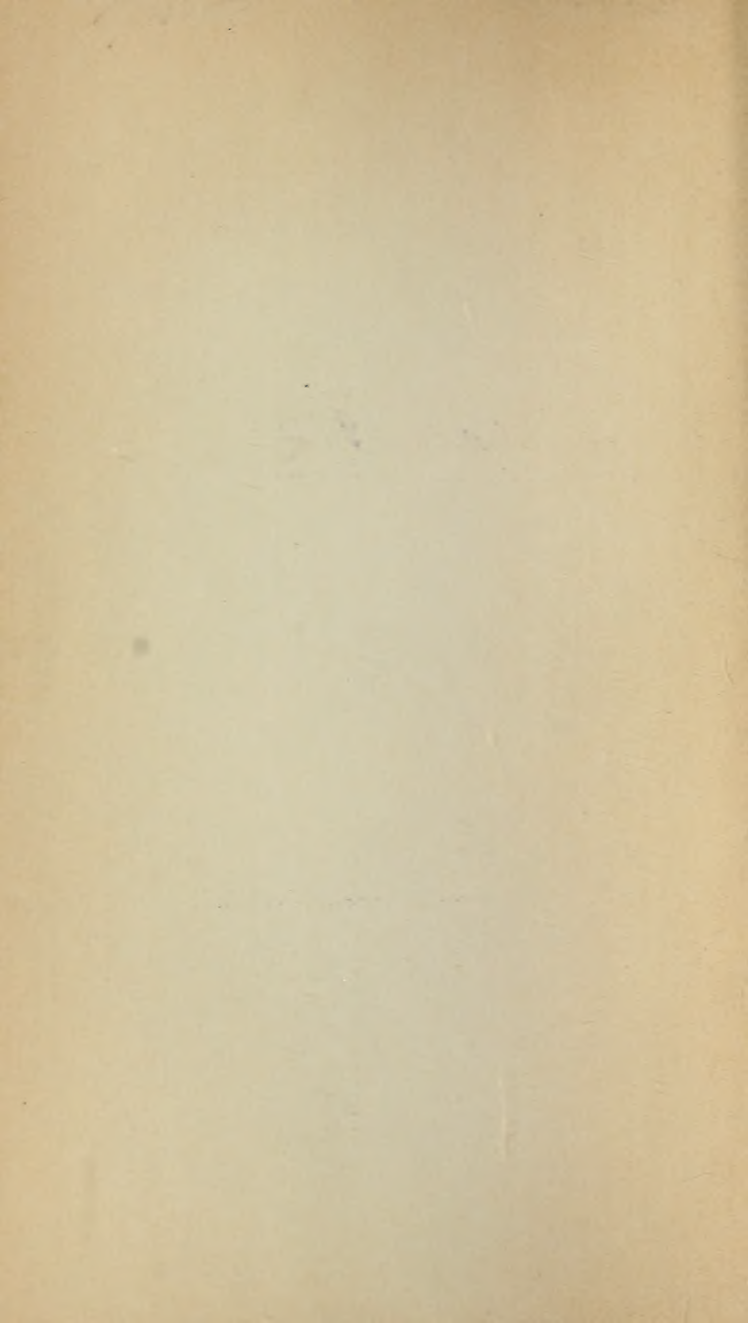

3 1761 07492837 5







Meiner lieben
kleinen Marion
zur frdl. Erinnerung
von Ihrer
Lene Simon

Weihnachten 1912

# GESAMMELTE SCHRIFTEN

VON

HEINRICH SEIDEL

II. BAND

VORSTADTGESCHICHTEN




STUTTGART UND BERLIN 1907
J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER

# VORSTADTGESCHICHTEN

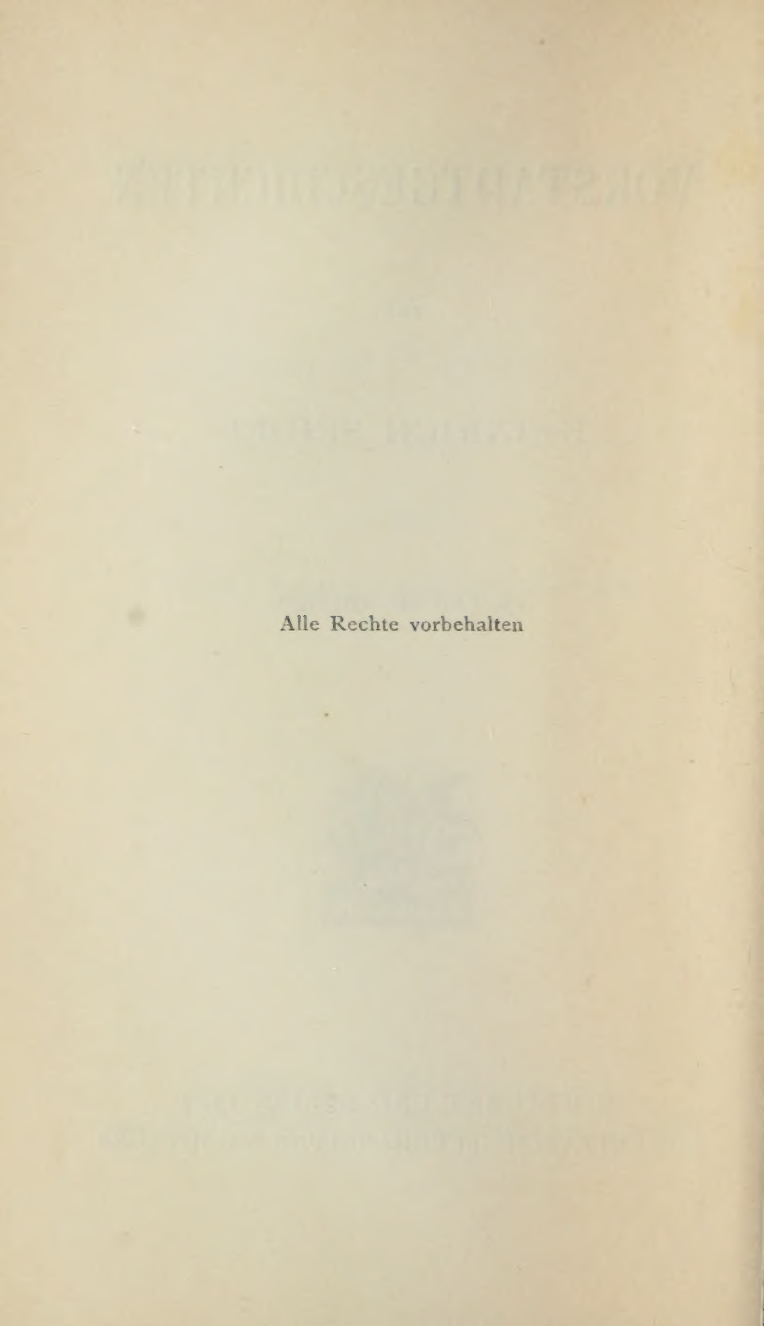
VON

HEINRICH SEIDEL

19. UND 20. TAUSEND




STUTTGART UND BERLIN 1907
J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER



AUGUST BUNGERT

ZUGEEIGNET



# INHALT.







# DAS ALTE HAUS





Mitten in einem behaglichen Sommeraufenthalt auf dem Lande traf mich plötzlich die Nachricht, dass meine Tante Dorothea gestorben sei und wider alles Erwarten nicht anderweitig über ihr sehr bedeutendes Vermögen verfügt habe.

Das Haus, welches meiner Tante gehörte, liegt in Berlin „am Karlsbade". Wer diese Gegend kennt, dem wird längst zwischen den reizvollen und wohlgepflegten Gärten, den prächtigen Villen und palastartigen Häusern dieser Strasse ein Gebäude aufgefallen sein, das morsch und verfallen in einem gänzlich

verwilderten Garten daliegt, wie ein vergessenes Ueberbleibsel aus alter Zeit. Hier hatte die alte Tante ein einsames Sonderlingsleben geführt, dessen Kernpunkt ein unbesiegliches Misstrauen gegen alle Menschen und in's Besondere gegen alle Verwandte bildete; weshalb ich kaum in meinem Leben Gelegenheit hatte, sie zu sehen und noch weniger sie kennen zu lernen.

Ich langte am Nachmittag in Berlin an, und nachdem ich mein Gepäck in Frederichs kleines, freundliches Hotel in der Potsdamer Strasse gebracht hatte, machte ich mich sofort auf, das Haus „am Karlsbade" aufzusuchen. Die mürrische, alte Haushälterin empfing mich und führte mich in das Zimmer, wo die Verstorbene in ihrem letzten Ruhebette lag. Die Vorhänge waren niedergelassen, und auf einem schwarzbehangenen Postament zwischen brennenden Lichtern stand der offene Sarg. Die Alte schlürfte wieder hinaus und liess mich allein. Ich sah die harten, scharfen Züge, in welchen doch noch die Spuren früherer Schönheit be-

merklich waren, nun zum letzten Male. Es war mir, als wäre ein Zug des Friedens und der Milde darin, den ich im Leben nie bemerkt hatte. Ueber den Sarg, auf die Todtenkleider und auf das schwarze Postament waren Blumen gestreut und zwar von einer milden Hand, die Verständniss für dergleichen hatte. Ich wusste mit Gewissheit, dass die Haushälterin das nicht gethan haben konnte.

Die Bestattung fand nach letztwilliger Bestimmung am Abend statt und verzögerte sich so lange, dass schon die Dämmerung eintrat, als der schwarzbehangene Wagen mit dem Sarge fortfuhr. Es war ein ödes Begräbniss. Sie hatte keine Fäden in's Leben gesponnen und sich keine Herzen verknüpft, keine Theilnahme folgte ihr nach. Einsam rumpelte das schwarze Gefährt durch die Strassen, und neben her wandelten sechs von den schwarzen Lohndienern des Todes, deren Beruf diese Beschäftigung mit sich bringt. Sie gingen zu beiden Seiten des Wagens und in ihren röthlichen Gesichtern

trugen sie einen Ausdruck bezahlter Trauer, gemischt mit einem wehmüthigen Zug ewig unstillbarer Sehnsucht nach geistigen Getränken. Hinterher folgte ich in einer schwarzen Trauerkutsche.

Es war ein dunkler, wolkenverhangener Sommerabend. Unterwegs fing es an leise zu regnen, und als wir am Kirchhofe anlangten, war die Dunkelheit ganz hereingebrochen. Der Todtengräber kam mit einer Laterne, die in die Kronen der Bäume gar seltsame Lichter warf und sich in dem vor Nässe glänzenden eisernen Kirchhofsthor spiegelte, und knarrend thaten sich die Thorflügel auf. Der Todtengräber ging mit der Laterne voran; die sechs Träger folgten mit dem Sarge. Ein langer Weg durch Gräber, Grabkreuze und Monumente, die vom Lichte der Laterne in nassem Glanze hervorleuchteten und wieder verschwanden. Endlich aus einer weissen Kapelle gähnte uns eine dunkle Thoröffnung entgegen. Der Todtengräber stellte seine Laterne auf den Sarg des verstorbenen Gatten und ging fort. Die

Träger setzten ihre Bürde ab und verschwanden ebenfalls, während ich die Kränze, welche ich mitgebracht hatte, niederlegte und noch einen Augenblick verweilte. Es war ganz still ringsum, denn der Kirchhof lag ziemlich weit von der Stadt, nur das unablässige Rieseln des Regens war vernehmlich. Vor meinem Geiste sah ich es fliessen und gleiten wie einen stillen dunklen Strom unablässig, und wir Alle treiben mit ihm, weiter und weiter hinaus bis in das grosse unbekannte Meer, von dessen Ufern keine Wiederkehr ist.

Ich schickte den Wagen fort und wanderte zu Fuss langsam durch den rieselnden Regen in mein Hotel zurück.



## II.

Geschäftliche Angelegenheiten, die Ordnung des Nachlasses betreffend, füllten die nächste Zeit aus. Dabei war es Sommer, glühender, regenloser, stauberfüllter Sommer, und wer solche Jahreszeit in Berlin kennen gelernt hat, der weiss, dass diese Stadt dann als ein klimatischer Kurort für Leute, welche an zu grosser Lebenslust leiden, von unschätzbarem Werthe ist. Zuweilen rettete ich mich des Abends in's Freie und einmal sah ich das grosse Häuserwesen vom Kreuzberge aus vor mir liegen, eingehüllt in einen graublauen Dunst, aus welchem nur die Thürme wie luftschnappend hervorsahen. Das Rollen und Rauschen der Grossstadt, das mir durch die Nachmittagsstille herüber drang, erschien mir wie das leise Brodeln und Schmoren eines Gerichtes, das man in seinem eigenen Dunste gar werden lässt. Der unablässig herniederbrennende Sonnenschein heizte Steinhäuser und Steinpflaster mit solcher Gluth, dass keine Nacht mehr

Abkühlung brachte; und als ich eines Morgens nach einer vor Hitze schlaflosen Nacht schon um drei Uhr in's Freie strebte, schlug mir noch immer die Wärme eines Backofens entgegen. Ich besah mir alle Tage zur Abkühlung auf der Karte die nördlichen Länder und schwelgte in der Vorstellung einer grönländischen Reise. Die Hochachtung, welche ich sonst kühnen Polarfahrern entgegengetragen hatte, begann bedeutend zu sinken gegen den grenzenlosen Respekt, welchen mir diejenigen einzuflössen begannen, welche, äquatoriale Hitze nicht scheuend, das Innerste von Afrika zu durchforschen trachteten.

In meinem Hotelzimmer hing die Darstellung einer Wassernymphe, welche mit dem üblichen Kruge und dem gebräuchlichen Kleidermangel in der gewohnten Grotte am Wasser sass. Ich betrachtete sie Tag für Tag mit brennendem Neide darüber, dass ihre gesellschaftliche Sonderstellung, sowie ihr wässriger Beruf es ihr gestatteten, so wenig anzuhaben. Die unzähligen Mengen

von kühlenden Getränken, welche ich in mich hineingoss, und die in meinem Innern spurlos verzischten, spotten jeglicher Beschreibung. Dabei zogen sich meine Geschäfte so in die Länge, dass ich für's Erste ein Ende noch nicht abzusehen vermochte, und ich begrüsste deshalb mit Freuden den Vorschlag der alten Haushälterin, aus dem Hotel in das Haus „am Karlsbade“ zu ziehen, denn in dem alten weitläufigen Gebäude und dem grossen schattigen Garten hoffte ich ein kühleres Dasein zu finden. Bisher war es für mich nicht möglich gewesen, dort einzuziehen, weil alle Zimmer, welche meine Tante nicht direkt bewohnt hatte, sich in einem durchaus unbrauchbaren Zustande befanden und die anderen noch nicht zweckentsprechend hergerichtet waren.

An dem Nachmittage meines Umzuges war die Hitze auf den äussersten Grad gestiegen und hatte sich bereits der Innenräume des Hauses und des Schattens der Bäume bemächtigt. Ich verbrachte den Tag damit, mein neues Besitzthum einer ein-

gehenden Besichtigung zu unterwerfen. In den Räumen, welche meine Tante bewohnt hatte, war Alles in gutem Stande, und ein frischer Strauss Blumen aus dem verwilderten Garten zierte den Theetisch im Wohnzimmer. Wieder fiel mir die reizende und sinnvolle Anordnung der Blumen auf. Die übrigen Räume waren in dem Zustande des Verfalles geblieben, welchen meine Tante augenscheinlich begünstigt oder jedenfalls nicht gehindert hatte.

Ich durchwanderte die verstaubten und mit Spinnweben bedeckten Räume. Bis auf das Knirschen der fleissigen Holzwürmer, welche in den alten verschnörkelten krummbeinigen Möbeln geschäftig arbeiteten, war es todtenstill dort; und alle die zahlreichen Uhren, für welche meine Tante eine besondere Liebhaberei gezeigt hatte, waren abgelaufen, mit starrem Zeiger jede auf eine andere Stunde deutend. Ich öffnete die Fenster, um Luft und Licht einzulassen, allein es kam nur eine drückende Gluth, und die Ströme des Sonnenlichtes erflimmerten von

unzähligen Stäubchen. Ueberall lagerte jene dumpfe Schwüle unbewohnter Räume, überall war Moder und Staub. Alte künstliche Blumensträusse, die in chinesischen Vasen auf den Schränken standen, zerfielen bei der Berührung zu Pulver, und aus den Teppichen und Vorhängen erhoben sich in Schaaren aufgescheuchte Motten, die dort bereits in unzähligen Generationen ungestört gehaust hatten. Ich schaute hinaus in den schweigenden verwilderten Garten, der im Druck der Sonnengluth schmachtend dalag. Die Steige waren mit Gras bewachsen, und auf früheren Blumenbeeten stand hohes Unkraut. Wilder Wein und Epheu waren, von keiner Menschenhand mehr gezügelt, ihre eigenen Wege gegangen und hatten sonderbare Guirlanden und Bogengänge gesponnen; die Obstbäume waren ohne Pflege in's Holz geschossen, und Hecken und Sträucher, die früher unter der Scheere des Gärtners gewesen waren, hatten wilde Triebe und Aeste in die Höhe gesendet und triumphirten in trotziger Ungebundenheit über die einstige Sklaverei.

Die brütende unheimliche Stille des bröckelnden Verfalls ward mir unbehaglich. Ich begann alle Uhren im ganzen Hause aufzuziehen, um nur eine Art Leben um mich zu haben.

Als ich hinaufging, um den Boden zu besichtigen, fand ich die Thüre zur Bodentreppe verschlossen. Da mir auch zugleich einleuchtete, dass unter dem Ziegeldach die Gluth unerträglich sein müsse, beschloss ich, einstweilen das Extrem zu thun und mich in den Keller zu begeben. Hier ward mir eine fröhliche Ueberraschung zu Theil. Aus den früheren Tagen meiner Tante lagen hier noch sehr ansehnliche Weinvorräthe, und da dieser edle Stoff nicht zu den Schätzen gehört, welche Motten und Rost fressen, sondern im Gegentheil Alter und behagliche Ruhe seine Güte fortwährend vermehren, so hatte hier unten die Methode, welche oben Zerstörung schuf, herrliche Vollendung gezeitigt. Ich nahm zwei Flaschen mit edlem Rheinwein hinauf, schickte die Alte nach Eis und nahm mir vor, den Akt meiner Be-

sitzergreifung am Abend einsam zu feiern. Es fing bereits an zu dämmern und ich beschloss, ehe es dunkel wurde, in den Garten hinab zu gehen. Dabei wurde mir in einer dämmrigen Ecke des Vorplatzes der seltsame Anblick eines gelben Gartenstrohhutes mit blauem Bande zu Theil, der an einem Kleiderriegel hing. Es wäre Frevel gewesen, diese Kopfbedeckung, die einen, wenn auch nur leisen Anflug der neuesten Mode zeigte, der alten Haushälterin zuschreiben zu wollen.

In dem verwilderten Garten brütete die Schwüle, und der unbarmherzig klare und wolkenlose Himmel verhiess einen ungeminderten Fortbestand dieser erfreulichen Witterung. Am Ende des dürstenden und lechzenden Raumes schien es mir plötzlich wie eine grüne Oase entgegen. Ein kleiner Fleck in der Nähe eines Pumpbrunnens zeigte Pflege und die Spuren einer liebenden Hand. Um eine wuchernde Geisblattlaube herum waren einige wohlgepflegte, von Blumen leuchtende Beete; die Steige waren von Unkraut befreit und sauber geharkt. Dieses

kleine Schmuckplätzchen machte einen seltsamen Kontrast gegen die sonstige Verwilderung. Mir fielen sofort die Blumen auf meinem Schreibtische und der geheimnissvolle gelbe Gartenstrohhut wieder ein.

Dort im Sande des geharkten Steiges, was war das? Zierliche Spuren eines Mädchenschuhes, die in die Laube hineinführten, leider aber auch wieder heraus, wie ich zugleich bemerkte. Man sah es an der Spur, wie elastisch und sicher der Schritt war, welcher sie hervorgebracht hatte.

Hier standen die Füsschen stärker abgedrückt, neben dem Levkojenbeet: offenbar hatte man sich zu den Blumen hinabgebeugt, dort wieder bei den Verbenen, und dort zwischen den Nelken war er tief in das weiche Gartenland geprägt; das hatte offenbar den Monatsrosen gegolten, welche die Mitte des Beetes zierten.

Es giebt nichts, was die Phantasie mehr anregt, als die Spuren eines zierlichen Mädchenfusses. Mich begann das Räthsel, das sich aus all diesen kleinen Anzeichen

zusammensetzte, mit grosser Theilnahme zu erfüllen. Ich horchte unwillkürlich in den Garten hinaus, mir war, als müsse ich ein feines silbernes Lachen oder das Rauschen eines Kleides in den Gebüschen vernehmen, allein nur das unablässige Geschwätz der Sperlinge, welche in den Pappeln zur Ruhe gingen, und das Schrillen der Thurmschwalben aus der hohen Luft drang an mein Ohr. Unterdess war es dunkel geworden und ich kehrte in das Haus zurück.

Ich fand mein Zimmer bereits erleuchtet und einen gedeckten Tisch meiner wartend. Wieder berührte mich anmuthig die freundliche Art der Anordnung, mir war, als schwebe noch ein Hauch dieses geheimnissvollen und anmuthigen Wesens in dem Zimmer. Ich stellte die Flaschen in Eis und harrte des Weiteren. Mir war, als müsse sich nun das Räthsel lösen. Endlich ward draussen ein Schritt vernehmlich, leider nur der wohlbekannte schlürfende der Alten: sie trug das Abendessen auf. Dabei keuchte sie so ausnehmend, dass ich ihr den freund-

schaftlichen Rath gab, sich doch eine jüngere Stütze beizulegen, da sie in ihrem Alter der Ruhe bedürftig sei.

„Das ist nur mein Asthma,“ sagte sie, „es geht vorüber. Frau Geheimräthin hab' ich zwanzig Jahre bedient und keine Hülfe nöthig gehabt, die Frau Geheimräthin litten auch an Asthma.“ Dabei sah sie mich lauernd seitwärts an: mein guter Rath schien ihr Verdacht zu erregen.

„Sie pflegen so hübsche Blumen hinten im Garten, Brigitte,“ sagte ich mit veränderter Taktik. Sie warf mir wieder einen lauernden Blick zu: „Ein paar Blumen für's Haus, und für die Vasen, das muss schon sein,“ brummte sie; damit schlürfte sie wieder hinaus.

Ich entkorkte eine Flasche und bemerkte dann, dass die Alte vergessen hatte, ein Glas hinzuzusetzen. Es stand ein Schrank im Zimmer mit hundert Dingen von Porzellan und dergleichen, und es glückte mir, darin einen alten grünen Römer mit mattgeschliffenem Weinlaubkranz und hohem Fuss zu

entdecken. Dabei musste ich lächeln über die Unmasse von Tassen und Gläsern, welche ich besass. Dies bewegliche Eigenthum stand allerdings in einem hervorragenden Kontrast zu dem Bierseidel mit Zinndeckel und der gemalten Tasse ohne Henkel, welche früher meine einzigen Besitzthümer dieser Art ausmachten.

Als ich nach dem Essen behaglich auf dem Sopha lag und eine Cigarre rauchte, spannen sich diese Gedanken weiter aus. Mir fehlte jetzt eigentlich weiter nichts, als eine Frau. Alle sonstigen Dinge waren vorhanden, und wenn Motten und Holzwürmer im Laufe der Zeit etwas weniger im Gebiete des Stoffwechsels gearbeitet hätten, brauchte sie nicht einmal eine Aussteuer. Aber in der grossen Eisenkiste lagen ja unzählige Papiere, die besten Pflaster auf alle diese Wunden. Ich sah das Haus neu entstehen und freundlich und glänzend in wohlgepflegtem Garten liegen, ich sah eine anmuthige Gestalt sich darin umthun, ich sah sie mit einem gelben Strohhut in den Garten gehen,

wo in den frischgeharkten Steigen kleine zierliche Spuren hinter ihr zurückblieben, ich sah sie zwischen den leuchtenden Blumen stehen, den Kopf voll Anmuth mir zugewendet, ich spürte den Levkojenduft — ja ich spürte ihn wirklich — er kam aus dem Blumenstrausse, der in dem zierlichen venetianischen Glase auf dem Tische vor mir stand.

Unterdess war es spät geworden, ich sah nach der Uhr, es war bereits elf Uhr vorüber. In der unbelebten Strasse war es längst still, zuweilen fuhr mit fernem leisen Donner ein Zug der Potsdamer Eisenbahn über die Kanalbrücke, oder einsame Schritte tönten hallend auf dem Steinpflaster vorüber. Ich beschloss zu Bette zu gehen.

Ein seltsames und ehrwürdiges Gebäude sollte mich diese Nacht aufnehmen. Ich hatte noch nie in einer solchen Pagode geschlafen, es bedrückte mich förmlich. Ein pyramidales Gerüst mit einer grossen goldenen Kugel an der Spitze. Vier Löwenklauen hielten dort eine Fluth von Gardinen, welche

sich bis auf den Boden ergossen und mit einem bunten Arabeskenwerk geziert waren, das von einer jegliche Naturwahrheit selbstschöpferisch verachtenden Phantasie des Künstlers Zeugniss ablegte. Ich schlug die Gardine zurück und erschaute über mir auf einem Gebirge von Kissen das Hochplateau, welches mir zum Nachtlager dienen sollte. Nun ward mir auch die Bedeutung einer kleinen Trittleiter klar, welche in der Nähe des Bettes stand, und deren Stufen mit Teppichstreifen beschlagen waren. Ohne hervorragende turnerische Befähigung wäre es sonst nicht möglich gewesen, den Gipfel dieser Schlafeinrichtung zu erreichen.

Ich befahl meine Seele den himmlischen Mächten und stieg zur Probe hinauf. Eine Fluth von weichen Kissen schlug über mir zusammen, als ich mich niederlegte. Sofort sah ich ein, dass ich bei der obwaltenden Hitze in diesem Kissenmeer kein Auge zuthun würde. Kurz entschlossen nahm ich die Decke und ein Kissen mit, kehrte in das Wohnzimmer zurück und

legte mich dort halb ausgekleidet auf das Sopha.

War es nun der genossene Wein oder war es die dumpfe Schwüle, welche im Zimmer herrschte, meine so glückliche Fähigkeit im Einschlafen hatte mich an diesem Abend verlassen. In der Stille der Nacht wurden alle die Töne hörbar, welche das Geräusch des Tages sonst übertönt, und es bemächtigte sich meiner bald jene nervöse Spannung, welche auf jeden Laut achtet, der sich hervorthut. Wer da weiss, über welche Fülle von knackenden und polternden rieselnden und raschelnden Tönen ein altes vernachlässigtes Haus gebietet, der wird es begreiflich finden, dass ich bald vollauf zu thun hatte. Ein Knacken und Dehnen ging zuweilen durch die alten Möbel, als reckten sie die von langem Stehen versteiften Glieder; und wenn ich in dem ungewissen Dämmerdunkel des Zimmers auf die Schränke und Lehnstühle starrte, so schienen sie sich zu regen und die alten vermorschten Kugel- und Löwenbeine zu heben. Dann wieder

kam ein Geraschel die Tapeten herab und ein leises Geriesel hinterher, dann knisterte es in den Ecken mit Papier, dann tappte es im Schlafzimmer auf dem Fussboden, dann war wieder ein Gepolter in den Räumen über mir oder ein Geräusch wie von leise schlürfenden Schritten. Ich versuchte zu schlafen; allein, kaum hatte sich ein leichter Nebel um meine Sinne gebreitet, so riss mich ein neues seltsames Geräusch wieder zum Lauschen empor. Manchmal war es mir, als höre ich draussen leise Schritte im Gartenkies und flüsternde Stimmen. Mir fiel meine grosse eiserne Kiste ein, mit den unzähligen Papieren, die vielen Werthgegenstände, welche in den Zimmern zerstreut waren, und zugleich die einsame Lage des Hauses. — Einmal stand ich auf und sah in den Garten hinaus, der im dunstigen Mondlichte dalag. Es war nichts zu sehen als der einsame Mondschein und die tiefschwarzen Schatten der Bäume. — Wenn ich sonst nichts vernahm, so war immer das unablässige Ticken der unzähligen Uhren da: ich bereute jetzt,

dass ich sie alle aufgezogen hatte. Von der Diele tönte der kräftige Pendelschlag der Wanduhr, und im Zimmer tickte es unentwirrbar durcheinander, wie ein Geschwätz von vielen Stimmen. Es schien mir, als habe ich schon eine ewige Zeit schlaflos gelegen, und ich liess meine Uhr repetiren. Sie schlug zwölf. Kaum waren die feinen Klänge verhallt, so fing eine alte ehrwürdige Uhr mit Alabastersäulen, welche auf dem Sekretär stand, an zu knurren und zu murren, als halte sie dies für einen Eingriff in ihre Rechte, der Perpendickelschlag wurde ganz lautlos, als hielte sie den Athem an, dann schnurrte etwas in ihr und sie fing an heiser und bedächtig ebenfalls zwölf zu schlagen. Aber eine andere kleine cholerische Uhr fuhr dazwischen mit hellem klingenden Schlage und ward noch eher fertig als das alte würdevolle Gestell. Nun rief es dumpf wie aus weiter Ferne Kukuk, Kukuk — zwölfmal. Dann fingen im Schlafzimmer zwei gleichzeitig an und liefen um die Wette, und als der Kampf noch nicht entschieden war,

holte die alte Dielenuhr brummend aus und übertönte sie. Nach einer kleinen Pause kam noch eine hinterher mit scharfem, schnellem Schlage, als habe sie Versäumtes einzuholen, und dann blieb es still.

So oft ich auch früher die Geister- und Gespensterfurcht mancher Menschen belächelt hatte, in diesem Augenblicke fing ich an einzusehen, dass es Momente giebt, in welchen der Mensch für das Uebernatürliche besonders empfänglich ist. Mit einem gewissen Schauer empfanden meine aufgeregten Sinne den Beginn der Geisterstunde. Ich ruhte zur Nachtzeit in den Räumen, welche meine Tante täglich bewohnt hatte, und plötzlich nahmen alle Geräusche und Töne, welche ich hörte, eine andere Deutung an. Im Schlafzimmer war es manchmal wie das leise Athmen eines Schlafenden; zuweilen fuhr ich im plötzlichen Schreck zusammen, denn es streifte mich ein Hauch wie von einer wandelnden Gestalt. Mir kam wieder in die Erinnerung, was ich in diesen Tagen schon öfter empfunden hatte, nämlich

die ausserordentliche Gleichartigkeit meiner Lage mit derjenigen Alexanders in der vortrefflichen Erzählung des alten E. T. W. Hoffmann: „Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde.“ Wahrlich, es fehlte nichts, als dass die alte Tante des Nachts umginge, und an ihrem Medizinschrank mit Gläsern klapperte, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen. Endlich machte doch die Uebermüdung ihre Rechte geltend, und ich verfiel in einen Halbschlaf aus Traum und Wachen gemischt, der vielleicht eben zum wirklichen Schlaf werden wollte, als das leise Knarren einer Thür und ein Lichtschein, der an die Wand fiel, mich jäh wieder weckte. Mein Herz, wie von einer eisigen Kralle gepackt, zog sich krampfhaft zusammen, als ich sah, wie die Thür nach der Diele leise und vorsichtig sich öffnete und der hereinfallende Lichtschein sich verstärkte. Dann kam eine helle weibliche Gestalt in einem Nachtgewande zum Vorschein, die eine Blendlaterne in der Hand trug. Sie lehnte vorsichtig die Thür wieder an und ging mit lautlosen

Schritten quer durch das Zimmer, zu einem kleinen Wandschrank, der unverschlossen war. Sie stellte die Laterne auf ein Pult, öffnete den Schrank und dann hörte ich ein leises Klingen und Klappern wie von Glas. Plötzlich rutschte der Stuhl, auf den ich meine Hand gestützt hatte, aus und gab ein lautes Geräusch, ich sah die Gestalt ein junges, schönes Mädchenantlitz, von der Laterne scharf beleuchtet, mir zuwenden, dann ein Schrei, ein dumpfer Fall, ein Gepolter der stürzenden Laterne, ein unterdrückter Seufzer hinterher, und alles war dunkel und still.

Ich sprang eilend vom Sopha und machte Licht. Das junge Mädchen lag lautlos da und regte sich nicht. Ich beugte mich über sie und glaubte ein leises Athmen zu verspüren, es war also nur eine Ohnmacht. Anfangs war ich ganz rathlos und wusste nur, dass etwas geschehen musste, aber die Verwirrung liess mich zu nichts kommen. Endlich verfiel ich auf das Einfachste, nahm die junge Gestalt auf meine Arme und trug sie

auf einen Lehnstuhl. Dann holte ich Wasser und spritzte es ihr in's Gesicht. In den Zwischenpausen riss ich so stark an der Klingel, dass der ganze Glockenzug mit Gepolter herabfiel. Die alte Haushälterin kam scheltend und hustend über die Diele; mit verzerrtem Angesicht sah sie, was vorging.

„Was ist das," keifte sie, „was haben Sie ihr gethan?"

„Sehen Sie denn nicht, dass das Fräulein ohnmächtig ist," rief ich, „hier heisst es helfen und nicht schwatzen!"

Die Alte ging zu dem Wandschrank und fingerte zwischen den Gläsern, dann brachte sie ein kleines Fläschchen herbei und rieb mit dem Inhalt die Stirn der Ohnmächtigen.

„Wie kommt das Mädchen hierher," fragte ich, „zur Nachtzeit?"

„Es ist meine Nichte," sagte die Haushälterin. „Heute Nacht kam mein altes Asthma und die Frau Geheimräthin hatte ein Mittel dagegen in diesem Schrank. Und als ich so in der Angst lag, da erbot sich

das junge Ding hinzugehen und das Mittel zu holen. Wenn ich's doch nicht gelitten hätte! Was haben Sie mit ihr gemacht, was haben Sie ihr gethan?“

„Sie muss geglaubt haben, einen Geist zu sehen,“ sagte ich, „sie schrie auf und fiel hin in einem Moment.“

„Ja, ja,“ sagte die Alte fortwährend reibend mit unheimlichem Ernste, „die Frau Geheimräthin geht um, sie hat keine Ruhe in der alten Kapelle. Ich höre sie oft des Nachts leise einhergehen, wie früher, wenn sie nicht schlafen konnte. Ich habe sie auch schon oft gesehen, sie nickte mir zu mit dem blassen Gesicht, dort aus der Ecke vorgestern Abend, aber ich fürchte mich nicht,“ kicherte sie, „habe die Frau Geheimräthin so lange gekannt. . . . Das arme Ding, wie sie sich erschrocken hat. Margarethe, mein Kind, wach auf, komm' zu dir, es ist ja Niemand mehr da.“

Die Wangen des Mädchens rötheten sich langsam, die Athemzüge verstärkten sich; und da ich fürchtete, dass mein Anblick ihr

in dieser Lage peinlich sein würde, ging ich in das Schlafzimmer. Bald hörte ich die sanfte Stimme der Erwachenden, aber ohne zu verstehen, was sie sagte, dann zogen sich beide wieder in ihre Räume zurück.

Das Geheimniss des Hauses war auf eine seltsame Weise gelöst und zwar nicht zu Gunsten meiner Nachtruhe; — erst am frühen Morgen fiel ich aus einem unruhigen, oft unterbrochenen Traumschlaf in festen Schlummer.



## III.

Als die Alte mir am Morgen den Kaffee brachte, hatte sie etwas Lauerndes; ich sah, dass sie mir etwas zu sagen hatte. Ich fragte sie nach dem Befinden ihrer Nichte.

„Sie ist schon fort, heute morgen abgereist,“ versetzte sie schnell, „es war schon

vorher so bestimmt, und da ihr der Schreck nichts geschadet hat, so liess ich sie reisen.“ Dabei spielte ein befriedigtes Lächeln um ihren alten welken Mund, und sie schielte mich von der Seite an, als wolle sie die Wirkung dieser Nachricht auf mich beobachten. Ich that ihr nicht den Gefallen, mich verwundert zu zeigen: „So?“ sagte ich gleichgültig und vertiefte mich scheinbar eifrig in meine Zeitung.

Diese Nachricht berührte mich peinlich, denn ich muss gestehen, ich brachte das Bild dieses Mädchens nicht aus meiner Phantasie. Immer wieder fühlte ich die volle anmuthige Gestalt in meinen Armen ruhen, immer wieder sah ich sie vor mir liegen, blass, schön und hülflos, die eine schwere Flechte des dunklen Haars auf dem weissen Gewande ruhend. Alle die kleinen Anzeichen, welche ihre Erscheinung eingeleitet hatten, und alle Phantasien, welche ich daran geknüpft hatte, vereinigten sich mit der Wirklichkeit zu einem Bilde, das einen wunderbaren Zauber für mich hatte und nicht aus

meinen Gedanken wich. Ich ging aus und streifte den ganzen Morgen im Thiergarten umher, allein das Bild und die Gedanken verliessen mich nicht. Nachher stand ich zu Hause lange vor dem Lehnstuhl, ich rückte ihn mir zurecht, wie er in der Nacht gestanden hatte. Dann ging ich in den Garten und suchte die verblassten Spuren in den Steigen wieder auf; ich kehrte in's Haus zurück und vergrub mein Angesicht in den duftenden Strauss, der auf meinem Tische stand. Darauf versank ich wieder in eine nachdenkliche Betrachtung des Lehnstuhls, als wolle ich seine verschollenen Formen und die verblasste Farbe seines Ueberzuges für die Ewigkeit in mein Gedächtniss prägen. Ich glaube, kein Archäologe hat den Kaiserstuhl zu Goslar oder sonst eine historische Sitzgelegenheit jemals mit solchem Interesse betrachtet, als ich diesen alten wackligen Lehnstuhl. Einmal war ich im Begriff mich daraufzusetzen, aber ich that es nicht. Ich klingelte, denn ich empfand ein brennendes Bedürfniss, mit Brigitte

über ihre Nichte zu sprechen; meine Seele sehnte sich nach Details. Die Alte mit ihrem lauernden Gesicht und ihrem schleichenden Wesen benahm mir sofort alle Lust, und meine Absicht erschien mir wie eine Profanation. Ich gerieth in Verlegenheit, da ich nun gar nicht wusste, was ich ihr sagen sollte. In meiner Verzweiflung beauftragte ich sie, mir bei der nächsten Gelegenheit Cigarren zu bestellen, obgleich ich wohl wusste, dass noch gegen neunhundert Stück vorräthig waren.

Gegen diesen Zustand musste etwas geschehen. Ich erinnerte mich, dass der Boden bis jetzt meiner Generalinspection entgangen war und beschloss hinaufzugehen, indem ich bei meiner Vorliebe, in altem Gerümpel zu stöbern, hiervon eine Ableitung meiner Gedanken erhoffte. Als ich hinaufging, sah ich die Alte sich im Garten zu schaffen machen.

Wem aus seiner Kindheit noch ein Stück Bodenpoesie in Erinnerung geblieben ist, der wird verstehen, welchen seltsamen Zauber

alte Rumpelkammern, Invalidenanstalten für pensionirtes Hausgeräth und ausgediente Mäntel, auszuüben verstehen. Auf diesem Boden, unter der Gluth eines von flammender Sonne bestrahlten Ziegeldaches, war das Ideal eines solchen Gerümpelheiligtum zu finden. Ich bedauerte fast schmerzlich, hier nicht meine Kindheit verlebt zu haben. Weitläufig, winklig, verbaut und verstellt von tausend sonderbaren Gegenständen, — mit dunklen, dämmrigen Ecken und kleinen plötzlichen Glasscheiben im Dach, die einen scharfen Lichtstrahl heraushoben, diese Einrichtung war märchenhaft. Meine Augen fielen auf zwei alte verstaubte Kisten mit schnörkelhaftem Eisenbeschlag, die meine Aufmerksamkeit erregten, und ich beschloss, sie näher zu untersuchen. Sie waren nicht verschlossen und der Inhalt bestand aus Büchern und Papieren. Alte vergilbte Manuscripte von der Hand meiner Tante, alte verschollene Gedichte, die sie abgeschrieben hatte, Gedichte mit kleinen niedlichen romantischen Gefühlen, die einst unsere Mütter begeisterten.

Ich blätterte darin herum. Wie unerspriesslich und verschimmelt erscheint die Poesie der Tagesmode nach fünfzig Jahren. Dann kamen unzählige Taschenbücher, die Vorläufer unserer illustrirten Journale, mit süsslichen Kupferstichen und mit Altären, Kränzen und Genien auf dem Titelblatt. Als ich so zwischen den Iris, Iduna, Euphrosyne, und wie die Titel dieser Taschenbücher nun alle hiessen, umherstöberte, hörte ich plötzlich den Schritt der Alten auf der Bodentreppe. Ich sass hinter einem Ofenschirm a. D. und zwischen einigen quiescirten Lehnstühlen auf einem Kasten und konnte ungesehen durch ein grosses Mottenloch hinauslugen. Sie kam die Treppe herauf und ging quer über den Boden zu der Thür eines Mansardenzimmers, die mir bis jetzt noch nicht aufgefallen war, da alte Schränke, die daneben standen, ihren Schatten auf sie warfen. Sie verschwand hinter dieser Thür und plötzlich zuckte ich zusammen, denn ich hörte eine Stimme, deren Klang mir von der letzten Nacht her nur zu wohl im Gedächtniss

haftete. Das junge Mädchen war noch hier, und die Alte hatte es verleugnet. Was war für ein Grund vorhanden, dies Mädchen in so geheimnissvoller Weise zu hüten und zu verbergen wie einen Goldschatz?

„Der Zug geht morgen um sieben Uhr,“ hörte ich Brigitte jetzt sagen, „den Wagen habe ich schon bestellt.“

Die Thür war nicht ganz geschlossen und ich konnte, wo ich sass, jedes Wort verstehen.

„Warum soll ich denn aber so plötzlich fort,“ sagte das Mädchen, „und warum muss ich heute hier oben eingesperrt sitzen und darf nicht hinunter? Ich bin jetzt wieder ganz wohl und es ist so öde hier, ich mag nicht immer den alten Giebel vom Nebengebäude ansehen.“

„Kind, Du verstehst das nicht — und dann habe ich ihm gesagt, Du seiest schon fort — wenn er nun Dich doch sieht, was soll er von mir denken?“

„Aber ich verstehe es gar nicht, ich verstehe es durchaus nicht, weshalb er mich

nie sehen sollte. Er hat doch so ein gutes Gesicht und so freundliche Augen (wirklich, das sagte sie), was sollte er mir wohl anhaben, ich glaube, der kann keinem Kinde was zu Leide thun. Und kennst Du ihn denn — Du denkst Dir doch nur, dass er so schlecht ist."

„Du bist ein junges, unerfahrenes Ding," schalt die Alte, „und kennst die Männer nicht. Selbst den guten soll ein junges Mädchen nicht trauen, wenn es arm ist und er reich, und wenn es umgekehrt ist, erst recht nicht. Die Armen angeln nach Gold, und die Reichen nach Schönheit und Unschuld. Ich habe es gestern wohl gesehen, wie er mit den Augen Dich nicht losliess, als Du auf dem Lehnstuhl lagst. Heute Morgen that er so gleichgültig, als er nach Dir fragte. . ."

„Hat er nach mir gefragt?"

„Natürlich hat er, — und that so gleichgültig; allein mir macht er nichts vor. Ich hatte ihm gesagt, Du wärest abgereist."

„Ich wäre sogern noch hier geblieben, —

es wird Dir ja schon Alles so schwer bei Deinem Alter — und meine kleine liebe Ecke im Garten — lass mich doch bleiben, ich will mich auch nie sehen lassen, wenn er im Hause ist.“

„Nun geht es doch nicht mehr, da ich ihm heute das gesagt habe. Und wenn es auch ginge, ich leide es doch nicht. Warum hat die Frau Geheimräthin so ein verlassenes Leben geführt und ist einsam gestorben. Die Männer sind daran schuld. Wenn Du die gesehen hättest, welche hier im Hause aus und ein gingen, als sie eine blutjunge Wittwe war, Du würdest nicht mehr zweifeln. Und dann kam einer, der war anders als die übrigen, und die Frau Geheimräthin meinte das auch. Ich dachte, der könnte der Rechte sein, er hatte so etwas Gerades und Ehrliches und passte auch von Grösse, es hätte ein schmuckes Paar gegeben. Der war aber gerade der Schlimmste, er verstand nur sein Handwerk besser als die Andern. Als es herauskam, hat die Frau Geheimräthin sich's zu Herzen genommen, und

so ist es gekommen, dass sie von den Menschen nichts mehr wissen wollte. — Es kann ja 'mal einer gut sein, wie Dein Vater zum Beispiel, aber sicherer ist, man traut gar Keinem.“

„Ich kann es nun einmal nicht verstehen und kann nicht denken dass Du Recht hast,“ sagte Margarethe, „es mag wohl solche Menschen geben, aber dass er so ist, das kann ich nicht glauben. Wie traurig wäre es auf der Welt, wenn es nicht anders wäre, als Du sagst. Mein Leben lang habe ich nicht geglaubt, dass es so viel Schlechtigkeit geben könnte — und Du weisst von ihm nicht ein Beispiel zu sagen.“

„Ich habe lange genug in der Welt gelebt, um die Menschen zu kennen, und ich habe meine Augen offen gehabt. Er ist auch nicht anders als sie Alle. Vor einigen Tagen stand er am Fenster, als er hier gerade im Hause war, und sah auf die Strasse. Da kam da so ein leichtfüssiges Ding gegangen mit einer Musikmappe und mit langen, rothblonden Haaren, die so den Nacken herunter-

hingen, wie es jetzt die unordentliche Mode ist, so eine, die nach allen Männern sieht und die Augen vor und hinter sich hat. Die sah ihn am Fenster stehen und lachte ihn an, denn ein schmucker Mensch ist er, das muss man ihm lassen. (Danke, alter Drache!) Und er nickte ihr zu und lachte wieder, und sie sah sich fortwährend nach ihm um, und so nickten und lachten die Beiden, so lange sie sich sehen konnten. Ich sah Alles recht gut, denn ich stand hinter dem grossen Fliederbusch im Garten. Und den Tag darauf sah ich ihn mit dem hochbeinigen Ding gehen, und sie waren so laut mit einander, dass die Leute auf der Strasse sich wunderten und ihnen nachsahen!"

Hiernach entstand eine kleine Pause, in der ich Zeit hatte, nach passenden Ausdrücken der Verwünschung für die alte Brigitte mich umzusehen, die eine unschuldige Begebenheit mit meiner kleinen rothblonden Cousine Hedwig, mit welcher ich auf dem harmlosesten Neckfusse der Welt lebte, also zu meinen Ungunsten ausnutzte.

„Wann geht doch der Zug?“ fragte endlich Margarethe mit gedrückter Stimme.

„Morgen früh um sieben Uhr,“ sagte die Alte, „ich habe an Deinen Vater telegraphirt, dass er Dich von Waldenburg abholen lässt, denn allein darfst Du mir nicht gehen.“

Dann öffnete sich die Thür wieder, die Alte schlurrte über den Boden und ging keuchend die Treppe wieder hinab.

Meine erste Regung war, hineinzugehen zu dem jungen Mädchen und mich zu vertheidigen gegen die Vorwürfe, welche man mir gemacht hatte. Aber die Scham über die Lauscherrolle, welche ich soeben gespielt hatte, und die Furcht, Margarethe zum zweiten Male tödtlich zu erschrecken, hielt mich davon zurück. Ein anderer Gedanke ging mir durch den Sinn. Ich stieg eilig und leise hinab in mein Wohnzimmer, indem ich unterwegs eine Thür im zweiten Stock mit Geräusch öffnete und schloss, um der Alten die Meinung beizubringen, ich habe mich dort aufgehalten. Dann holte ich das

Coursbuch hervor und suchte Waldenburg auf. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass diese Porzellan- und Kohlen-reiche Stadt Schlesiens mir damals ganz unbekannt war, Dank einem wunderbaren Geographieunterricht, der mir sämmtliche grössere Nebenflüsse des Amazonenstroms und alle die buntscheckigen Staaten Amerikas, nebst ihren bedeutenderen Städten unauslöschlich in's Gedächtniss geprägt hatte. Es war eine Station der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn: der Personenzug ging um sieben Uhr Morgens, und ein Extrazug, der den ersteren in Sommerfeld einholte, um neun Uhr. Von Sommerfeld ein Schnellzug, Ankunft in Waldenburg Abends sechs Uhr fünfzig Minuten. Ich packte einige nothwendige Gegenstände in einen kleinen Handkoffer und brachte denselben Abends nach Dunkelwerden heimlich in einer Droschke nach dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof, worauf ich in meine Wohnung zurückkehrte. Am andern Morgen erwachte ich schon um fünf Uhr. Ich stand auf und

vertrieb mir die Zeit so gut als möglich. Es war bereits lebendig im Hause. Ich hörte Thüren schlagen und die Alte auf der Vortreppe husten. Um sechs Uhr kam eine Droschke mit einem verschlafenen Kutscher und einem morösen Pferd angerollt und hielt vor dem Hause. Auf der Treppe ward ein leichter Schritt vernehmlich, eine wohlbekannte, anmuthige Stimme schlug an mein Ohr, und dann trat die leichte Gestalt in einem grauen Sommermantel vor die Thür. Während der Kutscher verdrossen vom Bock kletterte und einen grossen Reisekorb aus dem Hause holte, stand sie in dem verwilderten Vorgarten und liess die Blicke wie Abschied nehmend über das Haus und die alten, morschen, mit Epheu besponnenen Mauern gleiten. Dann stieg sie ein, die Alte klappte den Schlag zu, der Kutscher schwenkte aufmunternd seine Peitsche und das alte würdige Pferd setzte sich in jenen Heucheltrab, durch welchen die Berliner Droschkengäule in geschickter Weise einen mässigen Schritt zu maskiren wissen. Die Alte schaute dem

Fuhrwerk befriedigt unter sanftem Reiben ihrer knöchernen Hände nach und kehrte in das Haus zurück. Um sieben Uhr brachte sie mir wie gewöhnlich den Kaffee. Ich lag auf dem Sopha, rauchte eine Cigarre und las eine Zeitung, scheinbar ohne mich weiter um sie zu bekümmern. Die alte Brigritte hatte heute etwas Wohlwollendes in ihrem Wesen, etwas übertrieben Freundliches, das ihrem Gesicht einen Ausdruck gab, als wenn die Sonne auf altes Gemäuer scheint. Sie erkundigte sich nach meiner nächtlichen Ruhe, sie zeigte ein so unnatürliches Interesse für mein Wohlbefinden, und legte in ihre Worte eine so unglaubwürdige Sanftmuth, dass ich wohl bemerken konnte, wie befriedigt ihre Seele von dem Ereigniss des heutigen Morgens war. Ich schmunzelte innerlich und schwieg. Als sie fort war, schrieb ich eine Karte an sie des Inhalts, dass mich Verhältnisse zu einer plötzlichen Reise nach Mecklenburg bewogen hätten, und ich wohl in den nächsten Tagen nicht zurückkehren würde. Dann gegen acht Uhr zündete ich

mir eine Cigarre an und ging, harmlos ein Liedchen pfeifend, wie zu meinem gewohnten Morgenspaziergang aus dem Hause. Ich steckte die Karte in den nächsten Briefkasten an der Ecke der Potsdamer Strasse, nahm eine Droschke und fuhr nach dem Niederschlesisch-Märkischen Bahnhof. Eine Stunde später sass ich in dem Expresszuge auf dem Wege nach Schlesien.



## IV.

Man mag Berlin verlassen, von welcher Seite man will, immer wird man die Entsagungskraft und die landschaftliche Bedürfnisslosigkeit des Volkes bewundern müssen, welches verstand, in einer solchen Gegend seine Hauptstadt zur Grösse und machtvollen Blüthe zu bringen. Aus Ursache dieses Mangels an anziehenden Aussendingen ward ich

um so weniger abgelenkt von den Gedanken, welche mein Inneres erfüllten. Ich war allein in meinem Coupee, und konnte ihnen ungestört nachhängen. Was nun werden sollte, hatte ich mir noch wenig überlegt. Das Abenteuerliche der Sache, der Reiz, der in der Befolgung eines plötzlichen Entschlusses liegt, hatten mich bis jetzt gefangen gehalten; in der Unthätigkeit der Eisenbahnfahrt erwachten andere Gedanken. Was bewog mich, diesem Mädchen, das ich nur zweimal flüchtig gesehen, das ich weiter gar nicht kannte, nachzureisen in die weite Welt? Warum war ihre ganze Gestalt für mich in einen so anmuthigen Schein gehüllt, dass es beseligend war, nur an sie zu denken? Es war etwas wie eine sanfte Musik in der Erinnerung an sie, und diese zauberischen Töne wichen nicht von mir. Nichts von Leidenschaft, von feuriger Gluth fühlte ich, es war mehr eine sanfte eindringliche Wärme des Herzens, und wenn dies Liebe war, so war sie gekommen wie der Mond in der stillen Sommernacht. Mir fiel ein Lied ein,

welches ich früher oft hatte singen hören und unaufhaltsam summten mir die Strophen durch den Kopf:

Nimmer weiss ich, wie's gekommen,
War es doch, als müsst' es sein,
Dass mein Herz du hingenommen —
Gar so heimlich schlich es ein.

So wie Blumen still erblühen,
Wie im Lenz ergrünt die Au,
Wie nach heissen Tages Glühen
Hold und labend sinkt der Thau.

Nicht bestürmt mich wild Verlangen
Gluthenvoller Sehnsuchtsmacht! —
Wie der Mond kam es gegangen
In der stillen Sommernacht!

Immerfort zu dem Takte der Räder bis zur Selbstqual wiederholte ich diese Verse. Ich habe dies Gedicht nie für ein besonderes Kunstwerk gehalten, allein heute war mein Geist in der Verfassung, eine Fülle von poetischem Honig daraus zu saugen.

Trotz alledem musste ich mich fragen, was nun werden sollte. Ich konnte die Antwort nicht finden. Jedenfalls wollte ich Margarethe nicht aus den Augen verlieren.

Wusste ich nur ihren Wohnort, dann konnte ich Alles der historischen Entwicklung überlassen.

Unter solchen Gedanken und Ueberlegungen verging die Zeit. Der Zug rannte unaufhörlich durch den glühenden Sommertag, eine Wolke von Rauch und heissem Staub hinter sich lassend. Zuweilen eine Station mit kurzem Aufenthalt und einigen gelangweilten Müssiggängern, die auf dem Perron der Ankunft des Zuges entgegenbrieten; endlich, nachdem mir die Zeit schon etwas lang geworden war, kamen wir in Sommerfeld an.

Ich vermied es auszusteigen und bekam deshalb meine schöne Verfolgte nicht zu Gesicht. Die Weiterreise nach Waldenburg verlief ohne besonderen Zwischenfall. Mir pochte das Herz, und eine eigene Beklommenheit bemächtigte sich meiner, als ich in den Bahnhof von Waldenburg einfuhr. Ich übergab meine Sachen einem Bediensteten des „Schwarzen Rosses,“ der auf dem Perron dem Gästefang oblag, und mischte mich dann

spähend unter den Strom der Aussteigenden und Empfangenden.

Es war ein auffallendes Gedränge auf dem Bahnhof, es musste ein Sängerfest in Waldenburg stattfinden, denn buntbeschleifte Männer stiegen in Menge aus und wurden herzlich empfangen. Ich verwickelte mich in eine solche Empfangsgruppe, wurde irrthümlicher Weise unter dem Ausruf: „Mein alter guter Schulze" von einem jovialen Sangesbruder, dessen Unterscheidungsvermögen in einer gehobenen Feststimmung bereits untergegangen war, umarmt, und ehe diese Verwechslung sich aufklärte, und ich von dem Verdacht, der alte gute Schulze zu sein, gereinigt war, hatte sich ein grosser Theil des Publikums schon verlaufen. Da ich Margarethe auf dem Perron nicht fand, eilte ich nach dem Ort, wo die Wagen hielten und kam gerade früh genug, um sie auf einem leichten kleinen Einspänner die Strasse hinabfahren zu sehen. Neben ihr sass ein alter Mann und führte die Zügel. Ein Wagen war jetzt nicht zu haben, wegen der fest-

lichen Ueberfüllung; ein Müssiggänger, den ich fragte, ob er nicht den Einspänner oder seinen Besitzer kenne, belehrte mich mit grossstädtischer Ueberlegenheit, dass man in einer so bedeutenden Stadt wie Waldenburg nicht jeden Menschen kennen könne. Zu Fusse nachrennen wollte ich dem Wagen auch nicht, und so blieb mir nichts übrig, als mich in das festlich geschmückte Waldenburg und in das überfüllte „Schwarze Ross" zu begeben.



V.

Die nächsten Tage vergingen mit vergeblichen Ausflügen in die Umgegend, in's Besondere nach der Richtung, wohin der Wagen damals wahrscheinlich gefahren war. Es dauerte nicht lange, und mein Beginnen

erregte Aufsehen und erzeugte allerlei Vermuthungen. Die Einen hielten mich für einen Engländer, der sich zur Ausübung einer jener Schrullen, die als ein Privilegium seines Volkes angesehen werden, hier aufhielte, und ein Anderer, der in mir einen Beamten der Geheimpolizei vermuthete, erzählte mir unter vielem Lachen und in sichtlichem Triumphe über seine bessere Einsicht, die Geschichte einer tollen Wette, die der Grund meines Aufenthaltes in Waldenburg und meines auffallenden Betragens sein sollte. Als er dann mit einer geschickten Wendung auf die vorzügliche Einrichtung der preussischen Geheimpolizei kam und ich mich dazu schweigend verhielt, weil der Mann anfing mich zu langweilen, lächelte er bedeutungsvoll und verständnissinnig, und brachte als ein Mann von Welt das Gespräch auf ein anderes Thema.

Ich hatte allmählich alle Dörfer in der näheren Umgegend von Waldenburg unter Hülfe einer jener vorzüglichen Karten abgestreift, die dem preussischen Generalstabe

ihren Ursprung verdanken, und nirgends hatte ich eine Spur gefunden. Des Suchens herzlich müde dachte ich zuweilen schon daran, nach Berlin zurückzukehren und einfach meine Alte zu fragen. Da sie ihre Nichte in Sicherheit vor mir dachte, hätte sie gewiss kein Hehl aus ihrem Wohnort gemacht. Aber ich scheute diesen Weg, setzte mir noch acht Tage fest und suchte weiter.

Eines Tages war ich in Friedland, einem kleinen Städtchen, zwei Meilen von Waldenburg. Ich war mit der Post hingefahren und dachte meinen Rückweg zu Fusse über den kleinen Kurort Görbersdorf zu nehmen, den ich bis jetzt noch nicht besucht hatte. Nach diesem Dorfe führt ein näherer Weg durch die Felder von Friedland und über einen kleinen waldbedeckten Hügel, von welchem man das in einem schmalen windgeschützten Seitenthale liegende Görbersdorf friedlich vor sich liegen sieht. Ich beschloss dort die Nacht zu bleiben. Nachdem ich mir in dem überfüllten Gasthof mit Mühe

ein Quartier gesichert hatte, machte ich mich nach meiner Gewohnheit auf, die nähere Umgebung zu durchstreifen. Treffe ich in einem kleinen Gebirgsdorfe einen Bach, so habe ich die Methode bewährt gefunden, dem Laufe desselben entgegen zu gehen. Fast immer führt dieser Weg zu anmuthigen oder anziehenden Punkten. Eines der letzten Häuser im Dorf fiel mir auf, als ich vorüber ging. Es giebt Dinge, die in Einfachheit und Schönheit daliegen wie ein Gedicht. Man weiss kaum den Grund anzugeben, allein ein wohlthuender Hauch berührt das Herz, es ist die Vollendung in der Beschränktheit, welche uns so angenehm erscheint. Und ausserdem war mir immer, als habe ich dieses kleine Schindelhaus schon einmal gesehen, als sei ich schon einmal in den sauberen Steigen zwischen den duftenden Blumen gewandelt. Selbst der alte Mann, der behaglich auf einem kleinen Bänkchen vor der Thür sass und sein Pfeifchen rauchte, erschien mir so bekannt, dass ich mich noch einige Male nach ihm umsah.

Ich kam in die Felder und schritt den sanft ansteigenden gewundenen Weg entlang. Der Lauf des Baches war mir wie ein spielendes Hündchen zur Seite. Zuerst ging er rieselnd und plätschernd zu meiner Rechten über steinigen Grund neben dem Wege her, dann schwang er sich in grossem Bogen zur Seite, und nur an der gewundenen Erlenreihe im ferneren Wiesengrund konnte ich seinen Lauf verfolgen. Nun kam er wieder in neckischen Windungen näher und näher, zuweilen einen funkelnden Sonnenblitz zu mir herüber werfend, dann in herzhaftem Lauf quer durch den Weg, wo er zur Linken eine Zeit lang sittsam im Grunde weiter rieselte. Dann verlor er sich seitwärts an den Fuss der allmählich sich verengenden Thalwand, durch dunkleres Grün seinen heimlichen Lauf bezeichnend. Das Thal geht in zwei Spitzen aus, denn ein waldiger Berg schiebt sich mit schmaler Waldzunge zwischen die Thalwände und drängt es in zwei scharf ansteigende Rinnen zusammen. Grün und geheimnissvoll wölbte

sich der Wald über den Eingang des Weges. Mein Freund, der Bach, hatte sich in die Tiefe verloren und blitzte kaum hervor und rieselte verstohlen unter feuchtbemoosten Steintrümmern und dichtem Farrenkraut. Doch je höher ich stieg den steinigen Pfad hinauf, je mehr näherte sich mir der plätschernde Gesell, und endlich liefen Weg und Bach friedlich in der Thalrinne neben einander her. Auf den Feldern hatte zuweilen ein Mensch in der Ferne gearbeitet, hier war ich mit meinem rieselnden Gefährten allein. Eine angenehme Kühle herrschte in dem waldigen Grund, das Singen der Nadeln kam aus der Höhe und mischte sich mit dem Geräusch des Wassers zu anmuthiger Waldmusik. Wo die schmale Thalrinne eine kleine Biegung um einen vorgeschobenen Felsen machte und vor mir ein sonniges Plätzchen war, ruhte ich eine Weile. Der Bach, des einförmigen Laufes müde, sprudelte hier über den Weg und blitzte zwischen den zerklüfteten Steinen in vielen rieselnden Fäden hervor. Ich stand an den

Felsen gelehnt und lauschte in die Einsamkeit hinaus.

Nachmittagsstille war ringsum, die Farrenkräuter hielten wie Hände ihre gefingerten Blätter dem Lichte entgegen, auf den röthlichen Fichtenstämmen standen goldklare Harztropfen und der kräftige Sonnenduft der Tannen füllte die Luft. Ein Schillerfalter kam mit hastigem Fluge und glättete seine atlasglänzenden Flügel auf einem warmen Stein, wie im stolzen Behagen über ihre schimmernde Pracht. Mein alter Schmetterlingsjagdeifer erwachte plötzlich. Der Schillerfalter waren in unserer Gegend selten und gehörten zu den grössten Schätzen einer Schmetterlingssammlung. Als Knabe hatte ich nie einen erwischt. Ich nahm meinen Sommerhut und schlich mich leise näher. Aber der Schillerfalter gehört zu den scheusten und schnellsten Schmetterlingen. Kaum hatte ich mich ihm genähert, so hob er sich auf und schwang sich mit hastigem taumelnden Fluge vor mir her. Doch dort sass er wieder auf einem sonnigen Stein

mitten im Bach, der hier in breiterer Fläche langsam einherzog. Ich tappte über hervorragende Steine, allein wieder vergebens. Ein zweiter Schillerfalter war plötzlich da, und die beiden umwirbelten einander eine Weile in der Luft und liessen sich weiterhin auf einem alten Baumstamm nieder. Mir war, als hörte ich jetzt leichte Schritte den Pfad herabkommen, allein in meinem Jagdeifer achtete ich nicht darauf. Schon hatte ich meinen Hut in der Schwebe über den beiden Thierchen und wollte sie eben bedecken, da stäubten sie zu beiden Seiten auseinander, und während ich ihrem aufsteigenden Fluge mit den Augen folgte und ihnen nacheilte, rannte ich fast gegen ein junges Mädchen, das eben, um eine Felsecke biegend, den Pfad herunter kam. Ich prallte freudig erschrocken zurück, denn in demselben Augenblick sah ich, dass es Margarethe war. Sie stand erstaunt und verwirrt vor mir, eine dunkle Röthe stieg in ihr reines Antlitz und ihre Augen suchten den Weg, den ich ihr versperrte.

„Margarethe,“ sagte ich, „endlich habe ich Sie gefunden, seit vierzehn Tagen suche ich Sie!“

Sie trat zurück und wurde nun plötzlich bleich, ihre Augen spähten ängstlich an mir vorüber.

„Ich habe Sie nun gefunden,“ fuhr ich fort, „und lasse Sie nicht eher, als bis ich weiss, ob ich vergebens gesucht und gefunden habe oder nicht. Tag für Tag habe ich diese Gegenden durchstreift mit dem Gedanken an den Augenblick, der nun vor mir liegt, nun entfliehen Sie mir nicht, ich habe nur wenig zu sagen!“

„Was wollen Sie von mir,“ sagte sie zitternd, „ach, lassen Sie mich gehen, ich muss nach Hause. Sie meinen es nicht gut mit mir. Warum sind Sie mir heimlich gefolgt... Meine Tante schrieb mir, Sie seien nach Mecklenburg gereist!“

„Ich habe nur eine kurze Frage an Sie, Margarethe. Sie wissen, ich habe in Berlin ein grosses, altes einsames Haus und ich bin ganz allein darin. Mäuse, Motten und

Rost verzehren es, der Garten ist eine Wildniss, und Anmuth und Ordnung sind längst entschwunden. Margarethe, ich möchte, dass es anders würde, dass Leben und Freude wieder einzöge, dass Ordnung und Frohsinn darin walte. Doch ich allein kann das nicht vollbringen, und könnte ich Manches auch, so würde die Einsamkeit doch bleiben. Ich habe Sie nun gesucht, liebe Margarethe, um Sie zu fragen, ob Sie mir dabei helfen wollen, ob Sie es versuchen wollen, mit mir vereint dies zu erreichen!"

Ein Leuchten wie im Frühling, wenn Sonnenschein und Wolkenschatten wechselnd über das Feld ziehen, zeigte sich in ihrem Antlitz. „Wie soll denn das geschehen?" fragte sie zaghaft.

„Werde mein, Margarethe, werde mein!" rief ich und ergriff ihre Hand und zog sie sanft an mich, „mit Dir vereint soll es gelingen, und ein Leben soll es werden, schön wie die junge Morgenröthe und heiter wie ein Frühlingstag!"

Ich hatte sie allmählich an meine Brust

gezogen, und sie lag dort, und ein heftiges Weinen erschütterte den jungen Leib. Plötzlich schlang sie beide Arme um meinen Hals und sah mir unter Thränen lächelnd in's Gesicht: „Nicht wahr," rief sie, „Du bist gut und edel — und Deine Augen können nicht lügen. Sage es mir und ich will es glauben und will Dein sein — Dein — Dein!" Ich beugte mich zu ihr nieder, meine Lippen fanden die ihren und gaben die Antwort!

* * *

Noch liegt das Haus am Karlsbade öde und verfallen in seinem verwilderten Garten. Aber nun kommt die Zeit, wo es erstehen soll zu neuem Glanz und neuer Schönheit. Und so Gott will, soll ein neues Geschlecht aus ihm hervorgehen, das den Fluch nehmen wird von dem alten Hause und ausbreiten wird von ihm neuen Segen und neues Leben!







DANIEL SIEBENSTERN.





Es war eine echte gerechte Sonnengluth. Wer es mit oder ohne Opfer hatte möglich machen können, war aus Berlin verschwunden und lag an fernen Quellen im kühlen Schatten und pumpte sich den Staub aus Brust und Herzen, oder schluckte fremden Staub und fremde Hitze und bildete sich ein, Sommerfrische zu geniessen. Auf jeden Fall aber war er fort aus Berlin — und mein Verhängniss zwang mich zum Bleiben. Man könnte überhaupt viel angenehmer leben, wenn das „Verhängniss" nicht wäre.

Eines Abends schlenderte ich aufgelösten Geistes die Bellealliancestrasse entlang, ohne Willen, ohne Vorsatz und ohne Lebenslust,

das beklagenswerthe Opfer widriger Pflichten — da leuchteten mir durch das eiserne Gitter des Kirchhofes grüne Bäume und Sträucher so verlockend entgegen, dass ich kurz entschlossen eintrat, in der Hoffnung, dort ein wenig Kühlung zu finden. Dies schlug allerdings fehl, denn die allmächtige Sonne hatte auch in dem Schatten der Bäume brütende Schwüle verbreitet: allein es zog mich doch an, dieses Gräberfeld zu durchwandern; es entsprach meiner Stimmung und erleichterte meine Seele. Gebrochene Säulen, Kreuze und Steintafeln von allen Arten, dunkle, trübselige Cypressen und rankender Epheu, der alles umspinnt — wer kennt nicht den Charakter eines solchen Ortes! Ich ging umher und las die Inschriften. Welch eine Unsumme von Tugend lag hier begraben! Mir gingen verschiedene ehrenwerthe Personen durch den Sinn, die auch einmal hierher kommen werden. Und sie, die im Leben der Hass ihrer Nebenmenschen, die Qual ihrer Verwandten waren, an denen nichts vollkommen war als ihre

Laster, sie werden hier ruhen als unvergessliche Väter, als geliebte Mütter, als musterhafte Bürger, und ein Verzeichniss ihrer Tugenden wird vorhanden sein in Stein oder Erz zur Bewunderung nachfolgender Geschlechter. Es ist ein lügenhaftes Geschäft, Grabsteine zu fabriciren.

Die Schwüle des eingeschlossenen Raumes machte mich noch müder, als ich schon war. Ich setzte mich auf eine alte gebrechliche Bank in der Nähe eines mit Epheu umsponnenen Grabhügels und versenkte meine Blicke in dieses dunkelgrüne Kraut des Vergessens. Es waren wenig Menschen auf dem Kirchhof; in der Ferne sassen einige schwarzgekleidete Frauenzimmer an einem frischen Grabhügel, und die Leute des Kirchhofinspectors begossen geschäftsmässig die ihrer Sorge anvertrauten Gräber. Das Geräusch der lebendigen Strasse drang dumpf zu mir her; in der hohen Luft jagten sich die Thurmschwalben schrillend und schreiend, und wo die schräge Sonne das Gras noch durchglühte, zirpte kleines emsiges Gethier

seinen Abendgesang. Es mochte wohl den Anschein haben, als sässe ich dort versunken in trübselige Gedanken über dic Vergänglichkeit alles Irdischen; allein ich will es nur gestehen: ich dachte an einen kühlen Keller und an Rheinwein auf Eis.

In diesem Augenblicke hörte ich eine dünne, fadenscheinige Stimme hinter mir sagen: „Sie sind wohl ein Verehrer von Chamisso, mein Herr?“

Ich hatte auf die leisen Schritte, welche sich mir näherten, nicht geachtet; jetzt wendete ich mich und sah einen kleinen, hageren, schwarzen Herrn hinter mir stehen, der den Blick von mir erläuternd auf das epheuberankte Grab wendete und zugleich mit der Spitze seines Stockes darauf hin zeigte. Ein merkwürdiger alter Herr mit einem gelblichen scharfen Antlitz, dem ein Paar ganz unvorbereitete, plötzliche schwarze Augen einen seltsam starren Ausdruck gaben.

„Allerdings, mein Herr,“ antwortete ich, „aber weshalb diese Frage?“

„Nun, das ist er ja," sagte der Alte fast unwillig, indem er mit seinem Stocke zweimal hastig auf das Grab hindeutete. Dann drückte er ihn zwischen die Kniee, zog eine goldene Dose hervor und nahm eilfertig mit zitternden Fingern eine Prise. Ich sah, dass dieser Stock als Knopf einen silbernen Todtenkopf trug, und kam auf die seltsame Idee, den Mann für einen Arzt zu halten, der in seinem Garten spazieren geht. Dies sprach ich aber nicht aus, sondern begab mich an das Grab, um es näher zu betrachten. Der Alte folgte mir und schob mit seinem Stock eifrig die Epheuranken fort, welche den einfachen Stein überkrochen hatten.

„Dies ist er, und dies ist seine Frau," sagte er und deutete auf die beiden Inschriften, „ich habe ihn noch gekannt; das war ein Dichter auch dem Aussehen nach. Es sind hier noch mehr aus der Zeit, z. B. Hoffmann. Soll ich Ihnen Hoffmann zeigen?"

Und ohne meine Zustimmung abzuwarten, steuerte er mit der Sicherheit eines

Menschen, der sich ganz zu Hause fühlt quer über den Kirchhof auf kleinen Richtsteigen zwischen den Gräbern, und ich folgte ihm, halb verwundert, halb neugierig, wie dies wohl ablaufen würde. Endlich stand er still und deutete auf eine flache Steintafel, welche aus einer ebenen, von der Sonne gedörrten Grasfläche emporragte.

„Sie haben den Hügel einsinken lassen," sagte er, „und die Tafel ist schief geworden." Dann las er mit einer gewissen Andacht die Inschrift:

E. T. W. Hoffmann
geb. Königsberg den 24. Januar 1776
gest. Berlin den 25. Juni 1822
Kammergerichtsrath.
Ausgezeichnet
im Amte,
als Dichter,
als Tonkünstler,
als Maler.
Gewidmet von seinen Freunden.

Hinter jedem Absatze des letzten Theiles dieser Grabschrift machte er eine kleine Pause, um mir mit seinen schwarzen, starren Augen die Wirkung vom Gesichte zu lesen,

die eine solche Vielseitigkeit auf mich ausüben müsste.

„Es ist genug für einen Menschen,“ sagte er dann, und sah mich wieder an, meine Bestätigung erwartend.

Nun bin ich zufällig ein Verehrer von Hoffmann und kenne seine sämmtlichen Schriften ziemlich genau. Als der Alte dies aus meiner Antwort merkte, schien ich sein Herz gewonnen zu haben, denn es stellte sich heraus, dass Hoffmann sein Lieblingsschriftsteller war, und wir geriethen in ein begeistertes Gespräch, wie es wohl zu entstehen pflegt, wenn zwei fremde Menschen in gleichem Cultus sich begegnen. Merkwürdiger Weise schätzte aber der alte Herr diejenigen Stücke am höchsten, in welchen vom Dichter jedes erlaubte Mass überschritten war, wo er seiner Lust am Grausenhaften und Phantastischen den Zügel hat schiessen lassen. Aber darin war er mit mir einig, dass von dem ganzen romantischen Zauberwald, der in jener Zeit wild und üppig emporschoss, sich ausser Kleist und einigen

kleinen Märchen von Tieck, Fouqué und Brentano nichts so lebenskräftig erwiesen hat, wie die Arbeiten unseres Dichters, ja dass er und Kleist als die beiden bedeutendsten Kräfte der romantischen Schule von damals zu bezeichnen sind. Denn nur das hat Werth, was Dauer hat. Die Gaukelbilder, welche Tieck einst in die Lüfte zauberte, hat der Wind längst verweht und nur noch der Literarhistoriker spürt ihren blassen Schatten nach.

Unter solchen Gesprächen wanderten wir in den Steigen des Kirchhofs und standen endlich still vor einer Grabkapelle, wie sie mannigfach sich an die Umfassungsmauer anlehnen. Es war eine Pause in unserer Unterredung eingetreten, und mir wurde die Absichtlichkeit auffällig, mit welcher der alte Herr gerade vor dieser Kapelle Halt gemacht hatte. Zwischen zwei Säulen von dunkelrothem, polirtem Granit, welche ein Giebel aus gleichem Stoffe krönte, lag der Eingang, verschlossen von einer schweren, kunstreich mit Bronze beschlagenen Thür.

Das Ganze machte einen sehr ernsten und feierlichen Eindruck. Der alte Herr grub einen Schlüssel aus seiner Tasche hervor und machte sich mit einer seltsamen hastigen Unruhe daran, diese Thür zu öffnen. Dann, ohne ein Wort zu sagen, drängte er mich förmlich hinein und schloss hinter uns wieder zu. Es war ganz dunkel und kühl, wo wir uns jetzt befanden; ein seltsamer Schauer überlief mich. Der Alte stiess eilig eine Thür vor uns auf, und das eigentliche Innere der Kapelle, ein runder Kuppelraum von freundlicher Helle und Heiterkeit, nahm uns auf. Die Beleuchtung kam von oben durch mattgeschliffene Scheiben, und die Wände waren aus polirtem Marmor von sanfter und heiterer Farbe hergestellt. Oben lief ein Fries herum aus Glasmosaik, dessen schöne Zeichnung und anmuthige Farbengebung mich sofort anzog. Es war eine Art Todtentanz, jedoch ohne den düsteren Charakter, der diesen Darstellungen sonst eigen zu sein pflegt.

In heiterem bunten Ranken- und Ara-

beskenwerk trieb allerlei Volk sein Wesen, tanzend, trinkend, lachend, musizirend, in das Studium alter Bücher versenkt oder schaffend in rüstiger Thätigkeit. Alle Beschäftigungen in Genuss und Arbeit waren vertreten, und nur bei näherer Betrachtung sah man, dass sämmtliche Früchte und Blumen, in welche die Arabesken ausliefen, aus zierlichen kleinen Todtenköpfen, Stundengläsern, gekreuzten Knochen, Särgen und ähnlichen Emblemen des Todes bestanden, dass diese Dinge überall hineinnickten und rankten in das blühende Leben, dass die Kinder fröhlich nach ihnen langten und die Liebenden sie sich zärtlich darboten. Das ganze Rankenwerk entsprang der Thür gegenüber aus dem grinsenden Munde eines mit Rosen bekränzten Todtenschädels und kehrte dahin auch wieder zurück.

Ich schwieg eine ganze Weile, in die Betrachtung dieses Kunstwerkes versenkt, und der Alte stand zur Seite und beobachtete mich heimlich.

„Ein heiterer freundlicher Raum, anders

als alle dieser Art, die ich bis jetzt gesehen,“ sagte ich endlich.

„Nicht wahr,“ antwortete der Alte hastig, „ist es nicht ein anmuthiger Gedanke, hier zu ruhen auf ewig im freundlichen Tageslicht oder im stillen Schein des Mondes, statt in den dumpfen modrigen Löchern, oder in finstern unterirdischen Gewölben?“

Mein Blick fiel auf eine goldene Inschrift, die an der Wand angebracht war:

Hier ruht<br>
Daniel Siebenstern<br>
geb. Berlin, den 28. Januar 1807<br>
gest. den

Der Tag und Ort des Todes war unausgefüllt.

„Für so alt hätten Sie mich wohl kaum gehalten?“ sagte er dann, „achtundsechzig Jahre. — Das macht das schwarze Haar; es conservirt.“

Mir kam plötzlich die Erleuchtung: dies war des Alten eigene Capelle.

„Sie selbst ...?“ fragte ich verwundert.

„Dies wird einmal meine Wohnung sein,

wenn ich nicht mehr bin," antwortete er. — Lebhaft fuhr er dann fort: „Alles nach eigenen Angaben, düster von aussen, freundlich nach innen. Es ist lange daran gebaut worden, und es war eine heitere Zeit für mich. Es fehlt mir etwas, seit dieses Häuschen fertig ist."

Die Dämmerung war hereingebrochen. Wir wandten uns wieder zum Gehen. Der Kirchhof war bereits verschlossen, als wir an das Thor kamen; der Alte nahm einen Schlüssel hervor und öffnete die Pforte. „Ich bin hier zu Hause," sagte er. Als wir uns trennten, meinte er: „Also über Hoffmann sind wir im Allgemeinen einig? Ich habe alte Ausgaben seiner Bücher von ihm selbst illustrirt, Federzeichnungen und sonstige Seltsamkeiten, auch einige Musikalien; wenn Sie mich einmal besuchen wollen, so will ich Ihnen Alles gerne zeigen." Dann beschrieb er mir den Weg zu seinem am Kreuzberg gelegenen Häuschen und verabschiedete sich. — —

Kurze Zeit nachher führte mich ein Geschäft in die Gegend des Kreuzberges. Als ich nach Beendigung desselben noch ein wenig dort umherwanderte, fiel mir ein, dass der alte Herr hier seine Wohnung habe, und als ich meine Augen erhob, fielen sie auf eine alte eiserne Gitterthür, welche ein Messingschild trug mit der Inschrift: Daniel Siebenstern. Die Pforte war in einer Mauer angebracht, welche einen ziemlich verwilderten Garten umschloss, und durch das Gitter sah man hinter dichtem Gebüsch ein Haus liegen. Ich zog kurz entschlossen die Glocke. Ein rostiger alter Drahtzug setzte sich nach einer Weile kreischend in Bewegung, und die Thür sprang auf. Ich ging den grasbewachsenen Steig entlang, um das Haus zu erreichen — da trat mir der Alte auf einem Seitenwege entgegen. Er sah mich eine Weile forschend an; plötzlich erkannte er mich und streckte mir die Hand entgegen.

„Ah, mein junger Freund, Sie halten Wort," sagte er, „ich glaubte nicht, dass

Sie kommen würden. Sie werden nicht viel Schönes bei mir sehen; mein Haus ist alt und verfallen — warum sollte ein alter einsamer Mann eine Wohnung kostbar schmücken, die er so bald verlassen wird? — Mein Garten ist seinem eigenen Willen überlassen, wie Sie sehen.“ Und er bog vorsorglich einen Ast bei Seite, der mir den Weg versperrte.

Ich meinte, es sei eine Erfrischung in Berlin, nach all den wohlgezogenen Paradebeeten und mathematischen Kugelakazien und Pyramidenbäumen einmal ein wenig Natur zu sehen.

„Gewiss,“ erwiderte er, „aber die Cypresse ist doch ein schöner Baum?“

Ich theilte nun allerdings diese Ansicht nicht, allein er wartete auch meine Antwort gar nicht ab, sondern sprang auf ein anderes Thema über.

Es war ein trüber Sommernachmittag; nachdem wir eine Weile in dem Garten umherspaziert waren, fing es leise an zu tröpfeln, und er lud mich ein, in sein Haus

zu treten. Ein alter, hässlicher Rokokobau mit seltsam verschnörkelten Fensterkrönungen; allerlei Vasen- und Guirlandenwerk war daran angebracht. Ueber der Eingangsthür hielten zwei sehr aufgeregte Steinengel ein einfaches Wappenschild, welches sieben Sterne zeigte. Der Alte führte mich in sein Studirzimmer, einen ziemlich grossen Raum mit uralten Möbeln, deren eingelegte Arbeit durch das Dunkel der Jahre fast verschwunden war. An den Wänden zogen sich Bretter über Bretter hin, welche mit einer unglaublichen Menge von Gegenständen belastet waren. Ein grosses Harmonium, das einen hellen Fensterplatz einnahm, fiel durch sein modernes Aussehen besonders auf. Als ich Platz genommen hatte, ging Herr Siebenstern an einen braunen Schrank und holte eilfertig und mit zitternden Händen eine Krystallflasche mit spanischem Wein und zwei alte venetianische Spitzgläser herbei. Nachdem er eingeschenkt hatte, kehrte er an den Schrank zurück und klapperte und kramte darin eine Weile,

immer mit der hastigen Unruhe eines Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, Gäste bei sich zu sehen. Er füllte dort einen silbernen Teller mit Smyrnafeigen, arabischen Datteln, Rosinen aus Malaga, eingezuckerten Früchten und Nürnberger Lebkuchen und lud mich freundlich dazu ein. Während ich mich mit diesen Dingen, die einen eigenthümlichen Duft der Fremde um sich verbreiteten, beschäftigte, war der ruhelose Alte in ein Nebenzimmer geschlüpft und kam nun mit den früher erwähnten Büchern und Zeichnungen von Hoffmann zurück. Aber auch dabei hatte er nicht lange Ausdauer. Der Regen draussen hatte nachgelassen; die Sonne glitt hinter den Wolken hervor und liess draussen die regenblanken Blätter in funkelndem Lichte erglänzen, während sie inwendig in den dämmerigsten Ecken des grossen Zimmers leuchtende Klarheit verbreitete. Dadurch wurden meine Augen auf den tausendfachen Inhalt der grossen Wandbehälter gelenkt. Sie enthielten eine schöne Sammlung in Gräbern gefundener Alter-

thümer, und Herr Siebenstern war sofort bei der Hand, auf einer kleinen Leiter so eilfertig, wie es sein Alter erlaubte, auf und nieder zu steigen und mir die besten Stücke vorzuzeigen. Diese Sammlung dehnte sich bis in sein Schlafzimmer aus. Herr Daniel Siebenstern brachte seine Nächte in Gesellschaft vieler Graburnen, mannigfacher Schädel unserer Vorfahren und einer ägyptischen Mumie zu. Am Kopfende seines Bettes stand ein sauberes, schneeweisses, menschliches Skelett; es trug ein Licht in seiner Knochenhand. Der Alte bemerkte, dass meine Blicke darauf ruhten.

„Ich lese gern des Abends im Bette," sagte er, „da ist es sehr angenehm, wenn man die Beleuchtung hinter sich hat." Und er schob den Arm, der das Licht hielt, in die richtige Stellung. Es war offenbar, dass ihm durch sein einsames Leben und die lange Gewöhnung der Gedanke, dass dies doch am Ende eine etwas schauerliche Art von Leuchter sei, ganz abhanden gekommen war. Ich machte eine derartige Bemerkung.

„Es ist merkwürdig," meinte er, „viele Menschen haben am meisten Furcht vor dem, was todt ist, während doch einzig und allein Gefahr kommen kann von denen, die leben. Was hat der Tod Erschreckendes? „In Bereitschaft sein ist Alles," sagt Hamlet. Sie wissen, ich bin bereit, ja mehr noch, als Sie denken. Kommen Sie!"

Und er stand schon in der Thür und winkte mir, ihm zu folgen. Er schritt vor mir her einen langen dämmerigen Gang hinunter. Am Ende desselben öffnete er eine Thür, daraus glanzvolle Helle hervorbrach, und bat mich einzutreten. Ein sonniges Blumenzimmer nahm uns auf. Die Wände waren ganz mit Epheu und rankenden Schlinggewächsen überkleidet und ringsum war der Raum erfüllt mit den seltensten und schönsten Pflanzen, die ihre Blätter und schimmernden Kelche mit Behaglichkeit dem Scheine der Sonne darboten. In der Mitte des Raumes war ein Postament, besetzt mit den köstlichsten Blumen; darauf zeigte sich ein kostbarer Sarg, von mäch-

tigen Wachslichtern in schöngearbeiteten Bronzeleuchtern umgeben. Der Alte nahm eine Giesskanne und begoss die Blumen. Während dieses Geschäftes sprach er in Absätzen wie für sich, kaum als wisse er, dass ich zugegen sei: „Wenn ich sterbe, ist mein Name und Geschlecht ausgelöscht — wie die Funken laufen in einem verbrannten Stück Papier: zuletzt glimmt einer noch eine Weile, und dann ist Alles aus. — Von meiner Art, von meinem Wesen geht nichts über auf folgende Geschlechter; mein Blut verrinnt, wie der Quell der Oase versiegt im glühenden Sande der Wüste.“ —

Er schwieg einen Augenblick. „Es ist ein trauriges Gefühl,“ sagte er dann, „das Ende einer Reihe zu sein. Sie denken, ich hätte mich verheirathen können. — Sie denken, dass ich einsam stehe, weil ich es selber so gewollt habe?“ — Dabei zog er eine Rose von seltener Schönheit zu sich her und versenkte sich eine Weile in den Duft derselben. Dann liess er sie zurückschnellen. „Und nun ist es vorbei,“ sprach

er wieder wie mit sich selbst, und dann lauter: „Heirathen Sie, heirathen Sie, junger Mann, sobald Sie es vermögen, damit Ihr Blut nicht hinweggelöscht wird von dieser Erde! Dann werden Sie noch leben und wirken, wenn Alles, was von mir als Rest blieb mit jenem bunten Häuschen von Stein, das Sie kürzlich sahen, längst vertilgt ist und vernichtet.“

Ich vermochte nichts zu antworten — was sollte ich auch sagen? Er schien auch keine Antwort zu erwarten, sondern verrichtete seine Arbeit schweigend und ohne mich anzusehen.

Wir kehrten in das Studirzimmer zurück, und nach einer kleinen Weile verabschiedete ich mich. Als ich das kleine Gartenthor geschlossen hatte, tönten aus dem Hause die eindringlichen Klänge des Harmoniums zu mir her. Ich stand noch eine Weile und lauschte. Es war die Weise des alten Chorals: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.“

* * *

Ich habe Daniel Siebenstern nicht wieder gesehen. Bald nach diesem Besuche verliess ich Berlin, und als ich bei meiner Rückkehr den Alten wieder aufsuchen wollte, war er gestorben. Von seiner alten Haushälterin erfuhr ich die näheren Umstände seines Todes. Er war in eine schwere Fieberkrankheit gefallen, und die Alte hatte sich einen Krankenwärter zur Hilfe genommen. In der Nacht des Todes war nach einem starken Anfalle eine Ruhepause eingetreten, und der Wärter war eingeschlafen. Als er plötzlich in jähem Schrecke aufwachte, war das Bett leer und der Kranke fort. Den Mann überfiel die Angst; er suchte und fand, dass die Thür nach dem Gange zu offen war. Er blickte hinaus und sah am Ende des Ganges einen hellen Lichtschein. Da er sich fürchtete, weckte er die Wirthschafterin, und sie gingen Beide in das Blumenzimmer. Dort brannten alle Lichter, und Herr Daniel Siebenstern lag in seinem Sarge und war todt.

Er hatte seiner Wirthschafterin ein Legat

ausgesetzt, und sein ganzes Vermögen für eine Stiftung zur Ausstattung armer Brautpaare bestimmt.

Im Winter war er gestorben; es war Frühling, als ich dies erfuhr. An einem der nächsten Tage liess ich mir die Kapelle aufschliessen und stattete dem Alten den letzten Besuch ab. Jetzt war der Tag des Todes ausgefüllt:

gest. Berlin, den 15. Januar 1876.

Er hatte genaue Bestimmungen über sein Begräbniss getroffen. Seine Leiche war einbalsamirt worden. Blumen sollten nicht auf seinen Sarg gelegt werden, weil das die Luft dumpfig macht. Ich stand eine ganze Weile in dem stillen friedlichen Raume. Es war dort nichts als das grosse ewige Schweigen und das Licht der freundlichen Sonne. Von draussen kamen einzelne ferne Töne von spielenden Kindern, und auf einem Baumaste, der sich über die Kuppel hinstreckte, sang unermüdlich eine kleine Grasmücke.

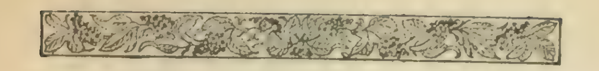
So wird er nun liegen, wie er es sich gewünscht, im Scheine der Sonne oder im Lichte des Mondes einsam und friedlich, bis der grosse Sturmwind kommt, der auch ihn und sein kleines Haus hinwegkehrt.





# DAS ATELIER.





# I.

## EINZIEHEN!

Die Dachstube ist der Kopf des Hauses. Unten zu ebener Erde, wo die Kaufläden sind, wo in hastigem Getriebe Handel und Wandel aus- und eingehen, befinden sich die geschäftigen Füsse. Der behagliche Rentier im ersten Stock, dessen Hauptbeschäftigung es ist zu verdauen, und dessen grösste Sorge, wie er neuen Hunger gewinne, mag für einen würdigen Repräsentanten des Bauches gelten, und nun eine Treppe höher müsste das Herz sich befinden. Stehen nicht Blumen am Fenster, tönt nicht den ganzen Tag Gesang und Klavierspiel, sieht man nicht zuweilen schöne Mädchenköpfe zwischen den Blumen lauschen? Noch eine Treppe höher und wir gelangen zu den

rührigen Armen und Händen des Handwerks, und dann hinauf zum Kopf: zur Dachstube.

Hier wird am meisten gedacht und gedichtet und geträumt in der ganzen Stadt. Hier fliegen die Lieder aus, einige gewaltig wie Adler schwingen sich auf und schweben im Sonnenglanze über der erstaunten Welt, andere wie kleine Waldvögel flattern singend von Zweig zu Zweig und Liebende lauschen ihnen stillbeglückt. Hier schimmert in stiller Nacht noch lange die Lampe des Gelehrten wie ein einsamer Stern, hier ist das Reich des Gedankens und der Kunst.

Man sagt, die Kunst geht nach Brod, aber sie geht vor allem nach Licht, nach dem himmlischen und nach dem irdischen. Und da unten im Gewühl der Menge des irdischen und des himmlischen Lichtes zu wenig ist, so muss die Kunst vier Treppen steigen. Nur den Bildhauer hält die Schwere seines erdgebornen Stoffes unten fest, doch wir haben es hier mit einem Maler zu thun.

Wolfgang Turnau hatte viele Noth, ehe er ein Atelier nach seinem Wunsche fand, und wurde dadurch umhergetrieben wie ein gefiedertes Samenkorn, das einen Platz zum Anwurzeln sucht. Noch hatte sein Pinsel nicht die Wirkung, die erst der Ruhm gewährt, alles, was er berührte, in Goldeswerth zu verwandeln, und der Maler war vergnügt, wenn nur das unbedingt nothwendige Silber dabei zum Vorschein kam. Darum verbannte er die hochfliegenden Vorstellungen von einem mächtigen zwei Stock hohen Raum, angefüllt mit den kostbarsten alten Möbeln, Gobelins, Decken, Rüstungen und sonstigem Prachtgerümpel, an dem das Herz eines Malers hängt, und versuchte seine Wünsche mit seinen Mitteln in Einklang zu bringen. Doch auch den herabgestimmten Ansprüchen wollten die besichtigten Räume nur selten sich fügen, und wenn dies geschah, so waren es wieder die Mittel, welche Einspruch erhoben. Endlich führte ihn sein guter Stern in eine stille Strasse der Vorstadt, wo er an einem Hause einen Zettel fand: „Hier ist ein Atelier

an einen ruhigen Herrn zu vermiethen. Vier Treppen, bei Frau Springer.“ Da ruhig zu sein seine Stärke war, so stieg er muthvoll hinan, um zum einundzwanzigsten Male sein Glück zu versuchen.

Eine mittelalterliche freundliche Frau öffnete ihm und führte ihn hinein. Der Raum gefiel ihm, obgleich er durchaus seinen mitgebrachten Vorstellungen nicht entsprach. „Es geht auch so,“ sagte er zu sich, als er sich eine Weile umgeblickt hatte. Nachdem er mit den Augen alle seine Habseligkeiten zurechtgestellt und die Wände eilfertig anders tapezirt und decorirt hatte, sich selbst an der Staffelei behaglich malend vorgestellt hatte, fand er, dass dies Phantasiebild von angenehmer Wirkung sei, und, müde und matt vom langen Suchen, und innig froh, zur Ruhe zu kommen, ward er mit Frau Springer baldigst einig.

Die nächsten Tage gingen hin mit Einrichtung und Einräumung. Wolfgang Turnau war einer derjenigen Menschen, die das Bedürfniss haben, von vielen Gegenständen

umgeben zu sein. Wäre ihm nicht durch seinen Geldbeutel oder durch wohlgemeinte Rathschläge Einhalt gethan, so hätte er sich, wie sein Freund Morbrand zu sagen pflegte, längst das letzte Loch zum Malen verstopft und wäre gezwungen gewesen, dies Geschäft ausserhalb des Ateliers zu verrichten. Frau Springer gerieth in das unsäglichste Erstaunen, als ihr Miether mit seinem Hausrath zum Vorschein kam. Da waren Tassen, ausreichend für eine ganze Familie und von den verschiedensten Formen, alle behaftet mit irgend einem Etwas, das sie dem Auge des Malers wohlgefällig gemacht hatte, Eigenschaften, welche sich allerdings oft dem hausmütterlichen Auge der Frau Springer gänzlich entzogen und nur zur Vermehrung ihres Erstaunens beitrugen. Da gab es Krüge, schlanke, gebauchte und ringförmige, Krüge, deren Zwecke unbegreiflich waren und deren Formen ohngefähr den Vorstellungen entsprachen, welche man von einem Kruge haben könnte, der wahnsinnig geworden ist. „Um

Gottes Willen,“ sagte die gute Frau, „Herr Turnau, wollen Sie denn aus allen diesen Dingern trinken?“ und zugleich ging ihr eine beängstigende traumhafte Vorstellung durch den Kopf von einem wahnsinnigen Riesendurst, der nur durch monumentale Mittel bekämpft werden kann.

Wolfgang lachte: „Ich habe sie um mich, diese Dinge,“ sagte er, „ich umgebe mich mit ihnen, sie sind ein Theil meiner Behaglichkeit, Ruhepunkte für meine Augen.“ Frau Springer schüttelte den Kopf. Dann kamen acht riesenhafte Arbeitsleute die Treppen hinaufgeschnauft mit einem uralten braunen Holzschrank. Ein imposantes Bauwerk, das bald in breiter Behaglichkeit auf vier schwarzen Kugeln, so gross wie Schulglobusse, dastand und sich nach Inhalt umsah. Dieser ward darnach aus mehreren Kisten zum Vorschein gebracht. Die verschiedensten Volkstrachten und Gewänder, alles ächt und theilweise so zu sagen vom Leibe des Volkes gesammelt, getragenes Zeug aller Art, das sich durch einen ge-

heimnissvollen, dem profanen Auge durchaus verborgenen malerischen Reiz auszeichnete, und dergleichen mehr. Während aller dieser Vorgänge hatte sich zuweilen ein neugieriger Mädchenkopf an der Thür gezeigt, immer ein wenig dreister. Endlich stand ein dreizehnjähriges Springerchen mit ein paar dunklen Zöpfen hinter seiner Mutter und schaute mit neugierig klugen Augen hervor. Wolfgang bemerkte dies, als er zufällig aufblickte. „Dies ist meine Tochter Helene," sagte die Frau. Das Springerchen legte seinen Kopf auf die Schulter, versuchte vergeblich seine Hände irgendwo passend unterzubringen und fand schliesslich in der blaubeschleiften Spitze seines Zopfes ein alle übrigen Interessen scheinbar absorbirendes Objekt der Betrachtung. Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, denn Wolfgang verstand es, solchen Zauber zu lösen. Ein Scherz von ihm, ein halbes Abwenden des Mädchens, dann eine kecke Antwort, scheinbar an eine imaginäre Person in der anderen Stubenecke gerichtet, noch ein kleines

Wortgeplänkel und es dauerte nicht lange, da stand sie schon an einer der Kisten und reichte Wolfgang die Kleidungsstücke hin, welche er in dem unersättlichen Bauche des Schrankes verschwinden liess. Sie wich auch nicht eher, bis unter vielem Erstaunen und mancher wunderlichen Frage der bunte und absonderliche Inhalt dieser Malerwerkstatt vollzählig geworden war. Die Mutter dagegen verschloss in verschwiegenem Sinn einige unliebsame Vergleiche mit einem Trödlerladen und gestand sich ein, dass sie sich Thatsachen gegenüber befände, für welche sie keinen Massstab besitze. Diese Meinung wurde im Lauf der Tage, als die unermüdlich ordnende Hand Wolfgangs Harmonie aus diesem Chaos geschaffen hatte, allerdings einigermassen erschüttert, und am Ende musste sie eingestehen, dass dieser Musik von Farben und Formen ein eigener behaglicher Reiz innewohne, von welchem sie in ihrer nüchternen farblosen Tüllgardinen- und Tapetenmuster-Existenz zuvor keine Ahnung gehabt hatte.

So fand Wolfgang Turnau sein Atelier und Frau Springer ihren ersten Miether, und beide sahen mit heiterer Ruhe der Zukunft entgegen.



## II.

## ZEICHENSTUNDE.

Sie aber liess die Zöpfe fliegen,
Und lachte alle Weisheit aus! ...
Th. Storm.

Die gute Frau gewöhnte sich bald an ihren Miether, und es entstand ein ganz behagliches Verhältniss gegenseitiger Werthschätzung. Sie übernahm die Sorge für die Wäsche und Garderobe ihres Einwohners und dieser sonnte sich seit langem zum erstenmal wieder in dem wohlthuenden Sicherheitsgefühl, das vollzählige Knöpfe, undurchlöcherte Strümpfe und Röcke mit Henkeln

gewähren. Ausserdem besass diese Frau die seltene Gabe, fremde Ordnungssysteme zu achten und die Idee derselben aufzufassen, jener brutale rechtwinkelige Aufräumefanatismus, eine der traurigsten Verirrungen des menschlichen Geistes, war ihr fremd. Wolfgang empfand das Bedürfniss einer Gegenleistung für soviel seltene und unschätzbare Wohlthat und erbot sich eines Tages dazu, die kleine Helene im Zeichnen zu unterrichten. Dieser Vorschlag ward von der Mutter mit grossem Dank, von der Tochter mit sehr zweifelhaften Gefühlen entgegengenommen, denn sie witterte hierin mit Recht neue Stunden ärgerlichen Stillsitzens, von welchen ihr das Schicksal nach ihrer Meinung schon mehr als zuviel verliehen hatte. Doch alles Sträuben half nichts, die Sache nahm ihren Anfang und frass in die schönen schulfreien Oasen der Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage eine garstige kleine Oede hinein. Eines Tages kam sie schon am Morgen während der Schulzeit mit der Zeichenmappe in der Hand.

„Was ist das?“ fragte Wolfgang, „nicht zur Schule?“

„Wir haben heute frei bekommen,“ war die Antwort, „der Schulofen ist geplatzt.“

„Ein freudiges Ereigniss auf dunklem Hintergrunde,“ sagte Wolfgang, „doch

„Die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.“

Du wärest nun wohl lieber in der Schule geblieben und hättest *„aimer“* gelernt?“

„Ach,“ sagte sie wegwerfend — *„aimer!* Wir haben jetzt eine Grammatik, darin ist alles französisch, das Deutsche auch — *aimer* — da war ich acht Jahre alt, als ich das lernte.“

„Frühreife Jugend,“ lachte Wolfgang, „aber nun, warum so verdriesslich?“

„Ja, ich möchte heute Nachmittag meine beste Freundin besuchen“ . . . .

„Allerdings ein trauriger Fall!“

„Pfui, Sie lassen mich nie ausreden . . . . und da meinte meine Mama, ich möchte Sie bitten, ob ich die Zeichenstunde nicht heute Morgen bei Ihnen haben dürfte.“ Dabei

schwenkte sie die Mappe ein klein wenig an den Bändern hin und her und starrte in eine Ecke mit der Miene eines Menschen, der alle seine irdischen Hoffnungen zu Grabe getragen hat.

„Gewiss, jawohl!“ sagte Wolfgang belustigt, „wir können diesen Trauerfall sofort erledigen. Dort ist ein Tisch, hier ist ein Stuhl, es kann sofort beginnen.“ Helene seufzte ein wenig und ging dann langsam an den Tisch.

„Es ist ja gar kein Platz da,“ sagte sie, indem sie anfing, eine Ecke abzuräumen. Dies Geschäft ging sehr langsam von statten, jedes Ding, was ihr in den Weg kam, schien heute von einer ausserordentlichen Merkwürdigkeit und wurde einer eingehenden Betrachtung werth gehalten. Endlich waren jedoch die Vorbereitungen beendigt, sie setzte sich mit einem hörbaren Ruck und einem kleinen Seufzer nieder und versank in die Betrachtung der Wolken, welche an dem grossen Atelierfenster weiss und sonnig vorüberzogen.

„Nun wollen wir einmal sehen, was wir unterdess gemacht haben!“ sagte Wolfgang, und schlug das Zeichenbuch auf. „Himmel, was für Baumschlag, lauter Bretzel und Theekuchen! Und dieser würdige angelnde Greis, ganz aus Semmelteig gebacken! Mädchen, musst Du alle Deine Formen aus dem Bäckerladen nehmen?“

Es ging etwas wie Sonnenschein über Helenens Gesicht:

„Der Bäcker unten im Hause hat heute ganz frische Windbeutel,“ sagte sie.

„Selbst Windbeutel!“ meinte Wolfgang lachend. Dann machte er sich daran, den Baumschlag zu entbretzeln und dem unglücklichen Semmelmann ein menschliches Aussehen beizubringen. Darnach kehrte er an seine Staffelei zurück und die Zeichenstunde nahm ihren Fortgang. Man konnte kaum sagen Fortgang. Es gab so viele tausend Dinge in der Welt, die unendlich viel mehr Interesse darboten, als der langweilige alte Mann auf der Vorlage, der ewig auf der Brücke stand und angelte. Da war z. B.

eine Fliege, welche von der Winterkälte schon so matt geworden war, dass sie sich ruhig von einem Finger auf den andern setzen liess. Diese Zahmheit war bewunderungswürdig. Das zutrauliche Hausthier in eine Nussschale zu setzen und spazieren zu fahren gab ein neues und intensives Vergnügen, das ebenfalls fünf Minuten in Anspruch nahm. Aber die Fliege nahm einen Aufschwung und flog fort gegen das Fenster. Da waren nun wieder die Wolken und zogen schimmernd vorüber. Es sieht sich so gut in die Wolken, wenn man die Ellbogen aufstützt und mit den Beinen dazu baumelt. Da war eine, die hatte ein Gesicht, wie die alte Schulmamsell mit der grossen Flügelhaube und der Warze auf der Nase. Die Wolke schob und dehnte sich und nun war es ein Kameel, die Nase ward zum Höcker und die Warze zum Affen darauf. Dann war es manchmal wieder, als müsse zwischen den weissen Wolkenballen, wo das Blau hervorschimmerte, ein lichtes Antlitz hervorschauen und freundlich herniedernicken.

Ein Mahnruf von Wolfgang schreckte sie auf und trieb sie an die vernachlässigte Arbeit. Wenn ihr nur nicht der Zopf in die Quere gekommen wäre. Die Spitze desselben war aufgegangen und eine Beseitigung dieser Unordnung war heilige Pflicht, die allem vorging. Dabei erschien ihr die Aehnlichkeit dieser Zopfspitze mit einem Pinsel höchst bemerkenswerth und einer näheren Untersuchung würdig. Ein in der Nähe befindlicher Tuschnapf und ein Blatt weisses Papier leisteten diesem Forschungstrieb Vorschub, und das Resultat war ein schauderhaftes mit der Zopfspitze gemaltes Männerantlitz, welches selbst durch die darunter angebrachte deutliche Unterschrift nicht bewogen werden konnte, die gewünschte Aehnlichkeit mit Wolfgang anzunehmen.

Dass bei allen diesen wichtigen Nebendingen die Hauptsache kläglich beeinträchtigt wurde, ist wohl nicht zu verwundern, und selbst ein durch das drohende Gewissen wachgebissener Schlusseifer vermochte um so weniger die zeichnerische Arbeit zu för-

dern, als sich dieser verspätete Fleiss auf ganz verwerfliche Dinge richtete, die auf der Vorlage gar nicht vorhanden waren. Es kam ihr nämlich die Eingebung, dass diese Landschaft durch die Anbringung einer Pumpe um ein Unendliches zu verschönern sei. Es ist zu bemerken, dass alle Kinder in ihren freien Zeichenübungen eine Leidenschaft für rauchende Schornsteine, Storchnester und Pumpen haben, so dass diese drei Dinge selten auf ihren primitiven Landschaften vermisst werden.

Mitten im Wege, jeglichen Verkehr über die Brücke grausam verhindernd, ward das monströse Bauwerk aufgeführt, ein Hohn auf die Gesetze der Perspektive und ein Faustschlag in das Antlitz der Naturwahrheit.

Wolfgang ward der stille Eifer seiner Schülerin verdächtig, er trat hinter sie und sah mit Entsetzen das Entstandene. „Nun sage einmal, was ist das?“ fragte er.

„Eine Pumpe.“ war die entschiedene Antwort.

„Ein Ungeheuer, ein Thurm zu Babel, ein Leuchtthurm mit einem Schwengel dran!" sagte Wolfgang, „danken wir dem Himmel, dass er den Gummibaum erschuf — weg damit!"

„Ach," meinte Helene, „darf ich sie nicht stehen lassen, es ist ja doch nur eine Zeichnung?"

Der Maler war entwaffnet: „Na, meinetwegen," sagte er, „male nur noch ein Krokodil mit sieben Jungen dazu." — „Ach ja," fügte Helene freudig ein —, „dann kannst Du es als abschreckendes Beispiel in einen Goldrahmen fassen lassen, und die Fliegen werden es alsdann schon auf ihre Weise kritisiren. Aber für heute wollen wir aufhören; die Krokodile kommen das nächste Mal. So, nun kannst Du mir einen Kuss geben und zur Mutter gehn." Helene sagte, das würde sie nie thun, dann that sie es doch, schlug ihn mit dem Zopf und lief zur Thür hinaus.

Wolfgang kehrte an seine Staffelei zurück, betrachtete sein Bild und fing an, auf der

Palette einen Ton zu mischen. Seine Gedanken schienen nicht bei diesem Geschäfte zu sein, denn als er diesen Ton endlich genauer ins Auge fasste, war es ein scheussliches Graugrün, das mit seinem Bilde in gar keinem Zusammenhang stand. Er lachte vor sich hin. Dann fasste er die Summe seiner Gedanken in das eine Wort „Blitzkröte“ zusammen und vertiefte sich wieder ernsthaft in sein Bild.



## III.

## ZWISCHENREICH.

Der Winter ging und der Frühling kam ins Land. Eine kleine Kohlmeise sass in der grossen Schwarzpappel, und bis in das Atelier hörte man ihren hellen Ruf: „Ich bin da! Ich bin da!“ Aber die fröhliche Stimme in

den Räumen des Ateliers war verstummt; das kleine Springerchen war fort. Im fernen Ostpreussen hatte Frau Springer „einen Bruder zu wohnen“, welcher Prediger war. Ein langgehegter Plan, die kleine Helene zu ihrer Konfirmation dorthin zu geben, war jetzt zur Ausführung gelangt. Später sollte sie noch einige Jahre dort bleiben, um in die Geheimnisse der Kochkunst, das Mysterium der Butterbereitung und sonstige Künste der Haushaltung eingeweiht zu werden.

Nun kam niemand mehr zu Wolfgang, der um ihn herum schwatzte und plauderte wie ein kleiner Vogel. Manchmal ertappte er sich über dem Gefühl, dass ihm etwas fehle, und dass es unerträglich still um ihn sei. Heut war es wieder so, und als er die kleine Meise draussen hörte, ging er ans Fenster und schaute in den mächtigen Wipfel der Pappel, welche fast bis zu ihm hinauf reichte. Da sass das kleine Thierchen und pinkte seine drei Töne so andächtig, als sei es das schönste Lied. Dann flog es zu einem andern Zweig, häkelte sich

von unten an und visitirte behend und zierlich Knospen und Kätzchen und liess zuweilen sein klares Pink ertönen, und so von Zweig zu Zweig, kopfoben, kopfunten, und spähte hier und pickte da, flink und unermüdlich. Endlich sass es wieder und sang: „Ich bin da! ich bin da!“ und dann flog es fort, hinaus in den Sonnenschein.

„Adieu Springerchen“, sagte Wolfgang unwillkürlich und kehrte ganz nachdenklich an seine Staffelei zurück. Aber die Zeiten vergehen und die Stimmungen mit ihnen. Bald dachte Wolfgang kaum noch an die kleine Helene, umsomehr, als in seiner äusseren Lage eine Wendung eintrat, welche seine Stimmung erheiterte und viel fröhliche Arbeit mit sich brachte. Er gehörte zu denjenigen Künstlern, welche unbekümmert die eigenen Wege gehen, ohne viel zu fragen nach Beifall und Zustimmung der Menge, und er besass die stille Zähigkeit, welche ohne geniale Sprünge, aber auch ohne Unterlass nach Vollendung strebt. So hatte er ziemlich unbeachtet weiter gearbeitet

und die Keime, welche die Natur ihm verliehen, still gezeitigt und gefördert, bis eines Tages der Augenblick kam, wo die Welt erstaunt still stand vor einem ganz eigenartigen und fertigen Talent dessen allmähliches Werden ihr ganz entgangen war. Auf einer der grossen Kunstausstellungen ward er plötzlich „entdeckt," und die Kritik hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu versichern, dass sie bereits seit längerer Zeit dem Streben dieses eigenartigen Künstlers mit Interesse gefolgt sei, ein Interesse, welches sie, wie Turnau selber am besten wusste, bis jetztjedenfalls ängstlich geheim gehalten hatte.

Seine sinnige und beschauliche Natur hatte ihn zu Darstellungen geführt, welche dem Stillleben nahe verwandt erscheinen. Der Ausdruck seiner Bilder war das reine Behagen an einer künstlerisch verschönerten Häuslichkeit; seine Liebhaberei für schöne Stoffe, Waffen und andere Erzeugnisse der Kunstindustrie stand damit im engsten Zusammenhang. Eine einzelne Person in

entsprechender Umgebung war gewöhnlich der Inhalt dieser Darstellungen, etwa eine Frau aus der Renaissancezeit, die in einem schön geschnitzten Schrank kostbare Geräthe ordnet, oder ein Kunstliebhaber in der formen- und farbenreichen Unordnung seines Arbeitszimmers mit dem Studium eines schönen alten Kruges beschäftigt, oder eine alterthümliche Trinkstube, in welcher ein einsamer Kenner mit wissenschaftlichem Ernste in die Geheimnisse eines besonders vorzüglichen Jahrganges zu dringen sucht, und dergleichen mehr. Diese Bilder drängten sich nicht auf, aber hatte man sie entdeckt, so kehrte man immer mit Liebe und Behagen wieder zu ihnen zurück. Es waren Darstellungen, welche in hohem Maasse geeignet waren, zum täglichen Verkehr mit ihnen in einem wohleingerichteten Zimmer zu hängen. Gewaltige Vorgänge, ergreifende Schilderungen gehören an besondere Orte, in die bestimmte Umgebung; im kleinen Zimmer ermüdet es bald, Affekte und Leidenschaften vor sich zu sehen, welche sich

niemals verändern, und man fängt bald an den Mann zu bemitleiden, der ewig mit der Geberde des Zornes den Arm zu erheben genöthigt ist, und die arme Frau, die der Maler gezwungen hat, bis an das Ende aller Dinge auf den Knieen zu liegen und um Mitleid zu flehen.

Die wohlthätigen Folgen dieser angehenden Berühmtheit blieben nicht aus, sie zeigten sich zuerst daran, dass kostbarere Stoffe und schönere Geräthe in das Atelier einkehrten, und der Raum zum Malen noch ein wenig knapper wurde. In einem neu erworbenen Schreibschrank von eingelegter Arbeit entdeckte Wolfgang eines Tages, als er das Innere genauer untersuchte und dabei ein verborgenes Knöpfchen berührte, ein geheimes Fach, und sein Behagen daran wurde noch dadurch vermehrt, dass er jetzt in der Lage war, diese Einrichtung mit Vortheil benutzen zu können. Einige angenehme bunte Papiere wurden sofort darin untergebracht. Es gewährte ihm ein besonderes und ungekanntes Vergnügen, nach Ablauf

des ersten halben Jahres an diesen Papieren mit der Scheere eine höchst angenehme Geldschneiderei vorzunehmen. Für ihn, der noch niemals im dauernden Besitz einer grösseren Summe gewesen war, hatte es anfangs fast etwas Komisches, dass in jenem verborgenen Fach Dinge lagen, die ohne das geringste Zuthun von seiner Seite still und friedlich weiter heckten, so dass, wenn sie reif waren, man die Thaler von ihnen abschneiden konnte, wie die Traube vom Stock.

So lebte Wolfgang behaglich dahin, malte im Winter emsig und liebevoll seine Bilder, und verwirklichte im Sommer lang gehegte Reisepläne, die wohlgefüllte Skizzenbücher und wieder Stoff zu Bildern für den nächsten Winter lieferten.

Jedes Künstlerleben ist ein Bienenleben und besteht aus Einsaugen und Honigbereiten. Einsaugen thun sie alle den süssen Blumensaft des Lebens, der Schmetterling, der Käfer und die fleissige Ameise, allein nur die Biene versteht es, das klare, durchsichtige Kunstwerk des Honigs daraus zu bilden.

So gingen die drei Jahre und einige Monate vorüber, nach deren Ablauf Helene wieder zu ihrer Mutter zurückkehren sollte. Drei Jahre sind im Leben eines Kindes, das zur Jungfrau wird, eine lange Zeit, eine Zeit, in welcher verborgene Keime aufgehen und ungeahnte Knospen sich erschliessen.



## IV.

## VERWANDLUNG.

> Sie war doch sonst ein wildes Kind...
> Th. Storm.

Eines Tages war Helene wieder da, allein ihre Anwesenheit machte sich für Wolfgang weniger bemerklich, als er eigentlich gedacht hatte. Als er ihr zum erstenmale in Erinnerung der heiteren Vorzeit mit einem fröhlichen Scherz entgegen treten wollte.

hielt er betroffen inne, denn er sah mit einem Male, dass solche muntre Vertraulichkeit nicht mehr am Orte sei. In seinem Gedächtniss war noch immer der bezopfte Wildfang und das vertrauliche Du, und nun sah er sich plötzlich einem schönen Fräulein gegenüber, das nur sehr wenig Erinnerung für die Vergangenheit zu haben schien und unbedingt mit Sie angeredet werden musste. Dieser unvorhergesehene Plural verwirrte ihn, so dass die Begrüssung unter diesen Umständen ziemlich steif und förmlich ausfiel.

Im Allgemeinen machte dies Ereigniss aber wenig Eindruck auf ihn. Er erinnerte sich, dass aus den buntesten Raupen oft sehr ernsthaft gefärbte Schmetterlinge hervorgehen, und dass die heitere bewegliche Kaulquappe sich in einen nachdenklichen kleinen Frosch verwandelt. Dies burleske Gleichniss erheiterte ihn ein wenig, und dann wurde der Künstler in ihm lebendig, indem er sich überlegte, in welchem Zeitkostüm Helene wohl am besten zu malen sei. Wäre

sie gewesen, wie sie in seiner Vorstellung lebte, so hätte sie einzig allein in dem koketten Rokoko-Kostüm dargestellt werden müssen, in einem grossblumigen Schäferanzuge mit zierlichen Stöckelschuhen. Die dunklen lachenden Augen hätten einen hübschen Kontrast gebildet zu dem weissen gepuderten Haaraufbau. Dies war nun nicht mehr möglich, allein es ging ihm eine andere Vorstellung durch den Kopf. Sollte man nicht auf die vielen blonden Gretchen auch einmal ein dunkelbraunes folgen lassen. Eine Abwechselung that wirklich einmal noth. Er sah ein alterthümliches Zimmer vor sich mit vielem saubern blanken Geräth geblümten Tassen und Krügen. Durch die grünlichen runden Butzenscheiben des Fensters fällt ein heller Lichtstreif auf Gretchen, welche im Begriff, einen alten Eichenschrank zu öffnen, in Nachdenken versunken ist und sinnend vor sich hinsieht.

„Jedenfalls werde ich ihr Porträt malen,“ schloss er diesen Gedankengang und kehrte an seine unterbrochene Arbeit zurück.

Dieser Plan wurde fürs erste nicht ausgeführt, indem andere Arbeiten alle Zeit verzehrten. Auch sah Wolfgang das junge Mädchen sehr selten und wurde durch nichts an ihre Gegenwart erinnert, so dass er seinen Vorsatz fast ganz aus dem Gedächtniss verlor. Die Idee zu dem Gretchen-Bilde gedieh zu einer Oelskizze und wurde in dieser Form bei Seite gestellt.



## V.

## DAS BILD.

Als ich da nach Malersitten
Bei den Augen nun begann,
War es wieder ganz nothwendig,
Das wir uns ins Auge sah'n.
Reinick.

Der Ruhm hat seine Dornen. Die schöne Einsamkeit und die beschauliche Stille des Ateliers ward jetzt häufiger durch Besuche

gestört, und besonders das Bewunderungs-geschwätz und ästhetische Gezwitscher kunstliebender Damen verwässerte und verdarb manch schöne Morgenstunde. Zuweilen waren diese Besuche allerdings angenehmer Art und manchmal gingen sogar erfreuliche Bestellungen daraus hervor. Eines Morgens kam ein Kunstliebhaber aus der Provinz, dem man Wolfgangs letztes Bild, das er zu kaufen beabsichtigte, vor der Nase weggeschnappt hatte, und wünschte ein Gemälde zu bestellen, denn der verfehlte Kauf hatte ihn in Feuer versetzt. Wolfgang legte ihm verschiedene Entwürfe vor, und der alte Herr begeisterte sich so für die Gretchen-Skizze, dass er über die Ausführung derselben bald mit dem Maler einig ward. Infolge dessen ward diesem der Wunsch wieder rege, Helenens Porträt zu malen, und er theilte Frau Springer diese Absicht mit. Die gute Frau zeigte eine merkwürdige Abneigung gegen diesen Plan. Sie hatte einen intensiven Hass auf die emanzipirten jungen Damen geworfen, welche zuweilen in das

Atelier des Malers kamen, um ihm für seine Bilder als Modelle zu dienen. Ihr die Nothwendigkeit dieser Einrichtung einleuchtend zu machen, war ganz unmöglich. Sie wies dann jedesmal auf die lebensgrosse Puppe hin, welche mit den nöthigen Kleidern angethan zur Aushülfe diente, und liess sich nicht begreiflich machen, dass die höchst moralischen, mit Werg ausgestopften Glieder dieses Phantoms für die Zwecke des Malers nicht ausreichen sollten. Dieser Wurm frass schon lange an ihrem Herzen, und nun witterte sie bei dem Antrage Turnaus verbrecherische Absichten und liess sich nur mit grosser Mühe dazu bewegen, ihre Einwilligung zu geben. Dass die Sitzungen nur in ihrem Beisein stattfinden konnten, war natürlich eine selbstverständliche Sache. Es ward eine bestimmte Tagesstunde dazu angesetzt und die Geschichte nahm ihren Anfang.

Die erste Entdeckung, welche Wolfgang machte, war, dass Helene sehr merkwürdige Augen hatte. Es geschieht einem lustigen

Waldquell wohl, dass er nach ausgelassenem Tanzen und Plätschern in einer kleinen Bodensenkung sich ausbreitet und mit klarem Spiegel zum Himmel aufschaut, als wüsste er nichts mehr von all dem fröhlichen Thun. Aber kaum setzen wir den Fuss ein wenig weiter, da tanzt er wieder doppelt so lustig über die Steine davon. Wolfgang merkte bald, diese dunklen Augen konnten noch ebenso übermüthig funkeln wie ehedem, aber sie schauten nicht mehr so unbefangen wie damals, und die langen Wimpern senkten sich oftmals vor seinen forschenden Blicken.

Die Vollendung des Bildes zog sich sehr in die Länge. Ausserdem dass wegen sonstiger dringlicher Arbeiten nur eine kurze Zeit täglich zur Verwendung kam, konnte sich Wolfgang nicht genug thun und wendete immer mehr Fleiss und Mühe an diese Arbeit. Die Stunde, in welcher er an dem Porträt malte, wurde ihm mit der Zeit zu der liebsten des Tages. Mutter Springer, deren argwöhnisches Gemüth sich allmählich beruhigt hatte, sass so behaglich in einem

grossen Polsterstuhl aus dem siebzehnten Jahrhundert und strickte und plauderte, was der Geist ihr eingab, und zwischen Wolfgang und Helene fanden zuweilen kleine lustige Wortgeplänkel statt, welche oft zu der heitersten Stimmung führten. Ein Atelier hat zwar keinen Sonnenschein, allein manchmal war es dem Maler doch, als sei in solchen Stunden ein freundliches Licht über alle Dinge gebreitet.



## VI.

## WETTFRWOLKEN.

Als das Porträt seiner Vollendung nahe war, trat Frau Springer eines Morgens bei Wolfgang ein, um ihm nach gewohnter Weise das Frühstück zu bringen. Dieser beachtete sie nicht weiter, weil er ganz in sein

Gretchen-Bild vertieft war und dazu mit grosser Kunstfertigkeit und begeistertem Nachdruck pfiff. Aber Frau Springer hatte so etwas Bemerkliches heute an sich. Sonst bei ähnlichen Gelegenheiten kam und verschwand sie wie der dienstbare Geist im Märchen, so dass Wolfgang später beim Aufblicken in Verwunderung gerieth, wo denn mit einem Male das Frühstück hergekommen sei. Aber heute fiel es ihm bald auf, dass sie da war. Sie hatte so etwas Kurzes in ihrem Schritt und ein geflissentliches Wesen ging von ihr aus, das Wolfgang im Nachdenken störte. Die Teller klapperten so herausfordernd, als sie dieselben ordnete, und dann ging sie noch nicht gleich, sondern seufzte zwischen den Möbeln herum, wischte Dinge ab, auf denen kein Staub lag, und rückte Stühle zurecht, die schon so richtig standen, dass man durch siebenjähriges Nachdenken keinen besseren Platz für sie hätte ersinnen können.

Wolfgang merkte endlich, dass sie ein Gespräch herbeizuführen wünschte, schloss

seine Musik mit einem wunderschönen Triller und einer überaus künstlichen Kadenz, sah hinter seinem Bilde hervor und fragte: „Na?“

Frau Springer erschrak über die plötzliche, noch nicht erwartete Anrede, denn sie rieb gerade in ihren verzehrenden Gedanken einen polirten Metallgriff, der schon so blank war, dass er Feuerfunken von sich warf: „Das Frühstück“ . . . . sagte sie verwirrt.

„Jawohl,“ meinte Wolfgang zerstreut, indem die Augen wieder an seinem Bilde hingen.

Die Frau fasste sich ein Herz: „Ich habe eine Frage, Herr Turnau,“ sagte sie. Dieser pfiff zur Antwort eine Jagdfanfare von dem Inhalt: „Heraus damit, ich bin ganz Ohr.“

„Ach bitte, Herr Turnau,“ sagte sie verzweifelt, „lassen Sie doch das gottlose Pfeifen, es ist mir sehr ernst.“

Wolfgang blickte sie erwartungsvoll an.

„Kennen Sie Fräulein Iduna Schlunk?“ fragte sie.

„Jawohl,“ versetzte Wolfgang, „sie fröhnt der Blumenmalerei!“

„Sie soll sehr schön malen,“ sagte Frau Springer, „Herr Registrator Schwamm hat es gesagt.“

„Ja meinetwegen,“ brummte Wolfgang, „es giebt ja auch Thiere, die Disteln fressen.“

Frau Springer hatte ein Federbüschel ergriffen und stäubte dem Apoll von Belvedere die Nase ab: „Sie war gestern bei mir,“ bemerkte sie, ohne Wolfgang anzusehen. „Sie sucht ein Atelier. — Sie meinte, Sie würden bald ausziehen. — Der Raum wäre für Sie zu klein, hat sie gesagt. — Sie scheint mir eine gesetzte, angenehme Dame zu sein. Zuletzt hat sie mich gefragt, ob sie das Atelier bekommen würde, wenn Sie auszögen, na, ich hätte nichts dagegen, habe ich gesagt.“

„Hoho,“ meinte Wolfgang, „da kann sie lange warten.“

„Ich hätte doch beinahe Lust, ihr das Atelier zu vermiethen, „sagte Frau Springer mit sanfter Entschiedenheit.

„Nur über meine Leiche geht der Weg,“ rief Wolfgang, „wenn diese edle Dame wiederkommt, dann sagen Sie ihr: »Mein verehrtes Fräulein, ich beherberge in diesen Räumen einen jungen Mann von den ausserordentlichsten Talenten, einen jungen Mann, den ich achte wegen seiner Kenntnisse, den ich liebe wegen seiner Eigenschaften, den ich verehre wegen seines Charakters, — kurz einen jungen Mann von höchst musterhafter Vorzüglichkeit, von dem ich mich niemals — niemals trennen werde.«“

„Ach, Herr Turnau, Sie scherzen noch immer,“ sagte die Frau, „es ist ganz gewiss mein entschiedener Ernst!“

Wolfgang sah sie verwundert an: „Dies sieht ja aus wie eine Kündigung! — und weshalb denn? Mir ist das Atelier gross genug. Und wenn es mir behagt, in einer Nussschale zu malen, so ist das doch allein meine Sache!“

„Ja, Herr Turnau,“ sagte sie, „dagegen kann man garnichts haben, und ich will es nur frei heraus sagen, es ist wegen der

Modelle. Diese Menschen, welche zu Ihnen ins Atelier kommen — von den Männern will ich garnichts sagen, aber die Mädchen. Neulich war da wieder so eine; sie hatte so einen kecken Hut auf und sang auf der Treppe, und der Herr Registrator Schwamm, den hat sie mit ein paar Augen angesehen — er sagte nachher zu mir, es wäre ein Skandal und für ihn als einen verheiratheten Mann schicke es sich garnicht, sich so ansehen zu lassen! Fräulein Schlunk malt Blumen, da kommt dergleichen nicht vor, und da bin ich denn mit ihr einig geworden, dass sie zum ersten März hier einzieht.“

Wolfgang kam es noch immer nicht in den Sinn, an wirklichen Ernst in dieser Angelegenheit zu glauben. Frau Springer hatte allerdings eine sehr eigenthümliche und entschiedene Art diesen Spass zu betreiben, allein er hatte schon manche Schrulle der guten Dame hinweggescherzt. Sie gehörte zu denjenigen Frauen, welche das Bedürfniss haben, sich von Zeit zu Zeit begütigen zu lassen.

„O liebe Frau Springer,“ erwiederte er, „ich glaube, Sie haben sich noch gar nicht ordentlich überlegt, was Sie da sagen. Haben Sie wohl schon an die Zukunft gedacht? Es ist Ihnen wohl nicht in den Sinn gekommen, dass es eine Nemesis giebt, und dass Sie auch einmal in die Kunstgeschichte kommen. Und dem gelehrten Professor, der einst mein Leben beschreibt, dem werden sich vor sittlicher Entrüstung die wenigen Haare emporsträuben, wenn er an das Kapitel »Frau Springer« kommt. Er wird es Ihnen niemals verzeihen, dass Sie diejenige waren, welche den berühmten Wolfgang Turnau, den göttlichen Wolfgang Turnau aus dem Hause geworfen hat. Die schaudernde Nachwelt wird Ihr Verfahren schon zu richten wissen, und wenn dann die Engländer und Engländerinnen kommen, um sich den Ort anzusehen, wo diese grausame That geschehen ist, da werden sie ein rothes Ausrufungszeichen der Entrüstung machen in ihrem Murray und »*Shocking*« werden sie sagen, »*indeed shocking!*« und ihr Andenken

Frau Springer, wird verflucht sein bei allen Nationen!"

Aber die gute Frau schien nicht den geringsten Werth auf die Meinung der richtenden Nachwelt zu legen, denn sie schüttelte diese Mahnworte wie Regentropfen von sich und blieb fest. Turnau schwor, er würde nicht ausziehen, er würde sich verbarrikadiren und sein Leben theuer verkaufen. Er machte sie aufmerksam auf die Menge Harnische, Armbrüste, Morgensterne, Schwerter, Arquebusen, Dolche und Reiterpistolen, welche sein Atelier beherbergte, er erinnerte sie daran, dass selbst die scheue Gemse den Jäger in den Abgrund rennt, wenn ihr kein anderer Ausweg bleibt, aber Frau Springer schüttelte nur den Kopf und blieb fest.

Dahinter steckte etwas anderes; dies ward ihm allmählich klar. Er gab den scherzhaften Ton auf und fragte die Frau allen Ernstes nach dem wahren Grunde der Kündigung. Sie wollte nicht mit der Sprache heraus und versteckte sich hinter die zu Anfang der Unterredung erwähnten Motive.

Im Laufe des Gespräches und des fortwährenden Abstäubens hatte sie indess mehrfach den Ort gewechselt und bekam nun mit einem Male das Gretchen-Bild, auf welches sie zuvor niemals einen Blick geworfen hatte, zu Gesicht. Sie starrte eine Weile sprachlos auf die Leinewand.

„Herr Turnau, das Bild dürfen sie nicht verkaufen!“ sagte sie dann.

„Warum nicht?“ fragte Turnau verwundert.

„Ich will es nicht haben,“ sagte sie, „ich will nicht, dass meine Tochter noch mehr ins Gerede kommt, als es schon der Fall ist. Das Mädchen auf dem Bilde sieht leiblich aus wie meine Helene, und ich will nicht, dass die Leute sagen, sie hätte ihnen Modell gestanden. Es wird ohnehin schon dergleichen geredet.“

„Hier wittere ich die Spuren von Iduna Schlunk!“ rief Wolfgang schnell, „nun verstehe ich alles!“

„Ja, Fräulein Schlunk hat es mir erzählt, dass die Leute darüber munkeln, dass

Sie ein Verhältniss mit meiner Tochter hätten, und dass sie Ihnen Modell stünde, und damit solches Gerede aufhört, müssen Sie ausziehen. Daran ist nichts zu ändern und es bleibt dabei.“ Damit, um jede fernere Erwiderung abzuschneiden, verliess sie schnell das Zimmer.

Wolfgang blickte ihr stumm nach, schüttelte den Kopf und setzte sich dann mechanisch an das bereitstehende Frühstück. Mit merkwürdiger Schnelligkeit verschwand dasselbe zwischen seinen fleissigen Zähnen. Allein sein Blick war bei dieser Arbeit fast immer auf jenen imaginären Punkt in der unendlichen Ferne gerichtet, den wir aufzusuchen pflegen, wenn das Gehirn mit verzehrender Gedankenarbeit beschäftigt ist. Und wenn er sein Leben hätte dadurch retten können, es wäre ihm eine Viertelstunde nach dem Frühstück nicht mehr möglich gewesen, zu sagen, was er gegessen hatte.



VII.

## BENNO BACH.

> Schnurrbartsbewusstsein trug und hob
> den ganzen Mann
> Und glattgespannter Hosen Sicher-
> heitsgefühl.
> Mörike.

Wolfgang stand am Morgen des andern Tages in seinem Atelier und rückte das seiner Vollendung nahende Porträt ins rechte Licht. Er hatte gestern den Kampf mit Frau Springer noch einmal wieder aufgenommen, allein es wäre ihm wohl eher gelungen, den Nordpol mit einem Wachslicht aufzuthauen, als das gepanzerte Herz dieser Frau zu erweichen. Sie war arm und hatte nichts als ihre Tochter und ihre Ehre. Das Gift, welches Iduna Schlunk in ihr Ohr geträufelt hatte, zehrte und frass, denn sie wusste, dass der Makel der Verleumdung haftet wie ein Brandfleck auf weisser Leinewand. In ihr ängstlich sauber

und rein gehaltenes Leben hatte man mit schmutzigen Fingern hineingetastet, und obgleich sie keinen Groll auf Wolfgang hegte, der ja nur die unschuldige Ursache dieses Jammers war, so musste er doch fort, damit der Verleumdung ihre Grundlage genommen würde. Am liebsten hätte sie ihn angefleht, dass er schon morgen ginge. Das Einzige, was dieser noch hatte von ihr erreichen können, war, dass sie die Vollendung des Porträts, wozu nur eine Sitzung noch erforderlich war, gestattete, auch hatte sie sich über das Gretchen-Bild beruhigt, nachdem Wolfgang ihr versprochen hatte, es in der Stadt nicht ausstellen zu wollen, und nachdem er ihr eine wunderliche Schilderung von der abgelegenen moosbewachsenen Provinzialstadt, welche dem Besteller zum Wohnsitz diente, entworfen hatte, wo das Bild aus der Welt sei und vor den Blicken unziemlicher Neugier verborgen.

Er stand jetzt und bereitete sich für die Sitzung vor, und die Gedanken, welche sein

Gemüth in den letzten Stunden bewegt hatten, durchgaukelten in unruhigem Tanze sein Gehirn. Das Ereigniss des vorhergehenden Tages berührte ihn tiefer, als er es für möglich gehalten haben würde. Aus aller Ruhe und Behaglichkeit war er plötzlich herausgeschreckt, er hatte eine ähnliche Empfindung, wie sie das erste Erdbeben im Menschen erzeugt, wenn dasjenige, was man vor allen Dingen als fest und beständig anzusehen gewohnt war, die sichere wohlgegründete Erde, plötzlich in erschrecklicher Leichtfertigkeit anfängt zu tanzen. Ja, es schmerzt oft mehr, wenn die vielen kleinen Würzelchen, welche aus dem Alltäglichen ihre Nahrung saugen, losgerissen werden, als wenn eine der grossen Pfahlwurzeln unserer Existenz durchschnitten wird.

Es giebt wohl nichts Unbequemeres, als wenn zu so unbehaglicher Stimmung noch Besuch von fatalen Menschen tritt. Auch diese Zuthat blieb Wolfgang nicht erspart, denn es klopfte, und herein trat jemand, den er unter allen Umständen lieber im

Pfefferlande sah und für den, um ihn im gegenwärtigen Augenblick fortzuwünschen, die Geographie mit vollständig ungenügenden Entfernungen ausgerüstet war. Herr Benno Bach trat ein, ein junger Mann im Anfang der dreissiger Jahre, wohlgenährt und von rosiger Gesichtsfarbe mit einer weissen Stirn, welche glänzend bereits bis zum Zenith sich erstreckte. Den übrigen Theil des Hauptes bedeckten kurze, sehr blonde wohlgekräuselte Löckchen, in denen kein Härchen ungezählt war. Diese appetitliche Sorgfalt erstreckte sich auf den ganzen Anzug, der, von feinen Stoffen hergestellt, in sorglicher Farbenzusammenstellung und harmonischer Zierlichkeit den Körper umschloss. Trotz des winterlichen Schlackerwetters war kein irdisches Tröpfchen auf den glänzenden Stiefeln zu spüren. Er begrüsste Wolfgang in einer gewissen zerstreuten abwesenden Art, gleichsam als zähle er im Geiste wichtige Dinge ab, und fürchte sich einen Irrthum zu begehen.

„Ach ich störe Sie wohl,“ sagte er nach der ersten Begrüssung, „Sie sind bei der Arbeit. . . . Ich will Sie nicht lange aufhalten, ich bitte nur um eine Feder und etwas Papier, um eine Idee niederzuschreiben, einen Gedankenzug, welcher sich mir aufdrängte, als ich durch das Geräusch der Nebenstrasse fuhr. . . . Ich war unglücklich, ich hatte mein Notizbuch vergessen, da fielen Sie mir ein. . . . Schreibe ich dergleichen nicht sofort auf, so ist es mir entschwunden . . . . mein Gedächtniss ist wie ein Sieb, nur die grossen Züge bewahrt es, nicht die kleinen Feinheiten. . . .“ Dabei suchte er unruhig nach dem Gewünschten, ohne es zu finden.

„Wie ein Huhn, wenn es legen will,“ dachte Wolfgang heimlich.

„Dort, dort,“ sagte er dann, indem er ihm den Ort bezeichnete. Mit Befriedigung setzte sich Bach, jedoch fing er gleich an hastig zwischen den Schreibgegenständen zu suchen und zu wählen.

„Lauter Bleifedern,“ sagte er, „Faber

Nr. 2, Faber Nr. 3 . . . Gutknecht . . . Hardtmuth . . . ach haben Sie keine Feder?“ fügte er fast kläglich hinzu, „eine Stahlfeder und Tinte?“

Wolfgang brachte Beides herbei. „Genügt eine Bleifeder nicht für diesen Zweck?“ fragte er.

„Ich schreibe sehr ungern mit Bleifedern, nur im alleräussersten Nothfall,“ sagte Bach, „es sagt mir nicht zu, es ist mir,“ . . . er suchte eine Weile in allen Gehirnschiebladen nach einem Ausdruck und krähte schliesslich sichtlich erfreut . . . „es ist mir nicht monumental genug!“ Dann ward er eine Zeitlang unschädlich und schrieb eifrig. Wolfgang kehrte an seine Staffelei zurück und wappnete sich im Stillen mit Duldung. Er hasste diesen Menschen. Benno Bach hatte davon keine Ahnung, er lebte sogar in dem Aberglauben, dass das Gegentheil der Fall sei. Er besuchte den Maler zuweilen und lobte seine Bilder, und wenn er ihm zu Wagen auf der Strasse begegnete, liess er den Kutscher halten, sprang auf die Strasse,

zog Wolfgang in die nächste Restauration, alle Ausflüchte nicht beachtend, und zwang ihn unter Freudenausbrüchen über das glückliche Zusammentreffen, ein Glas mit ihm zu trinken. Bei einer solchen Gelegenheit hatte er einst erklärt, er halte sehr viel von Turnau und er wisse, dass diese Neigung erwidert werde. Dieser, der mit Anstrengung aller seiner Geistesgaben eben an der Arbeit war, eine Ausflucht zu erfinden, um dem Verhassten zu entrinnen, besass in seiner Gutmüthigkeit den Muth nicht, eine Aufklärung herbeizuführen, denn er musste es sich doch sagen, dass der Edle ihm in Wirklichkeit niemals etwas gethan, sich sogar im höchsten Masse freundlich gegen ihn erwiesen hatte. Mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt, diese einseitige Freundschaft wie ein unvermeidliches Schicksal zu tragen.

Bach hatte seine Niederschrift beendet und erhob sich: „Was ich hier eben aufschrieb,“ sagte er, „ist mir viel werth, es sind die Samenkörner zu einem ganzen

Cyklus von Gedichten; ich fühle schon, wie sie keimen!“ Dabei liess er seine Züge einen sinnenden Ausdruck annehmen und starrte eine kleine Weile in sich hinein, gleichsam als belausche er diesen geheimnissvollen Werdeprozess. Darnach fielen seine Augen auf das Bild. „Ein Porträt,“ sagte er gleichmüthig, „scheint ja ein hübsches . . . aber wie ist das möglich,“ rief er dann, „das ist ja Fräulein Springer! Und zwar durchaus vorzüglich gemalt, und von der grössten Aehnlichkeit! Ist sie jetzt in der Stadt? Wie kommen Sie dazu?“ Wolfgang war verwundert und unangenehm berührt. „Durch ein zufälliges Zusammentreffen,“ sagte er, „ich kenne das Mädchen kaum.“

„Sie wohnt jetzt hier?“ forschte Bach.

„Ich glaube wohl,“ antwortete Wolfgang; dabei fiel ihm mit Entsetzen ein, dass Helene mit ihrer Mutter jeden Augenblick zur Sitzung kommen konnte; er machte sich im Zimmer etwas zu thun und verriegelte heimlich die Thür, welche zu Frau Springers Räumen führte. Er hatte das dunkle Be-

wusstsein, dass er von jetzt ab ungeheuer lügen werde.

Bach war ganz in den Anblick des Bildes versunken: „Vergangene Zeiten steigen herauf,“ sagte er dann, „in Ostpreussen habe ich sie kennen gelernt vor anderthalb Jahren, sie war noch sehr jung, allein ihr ganzes Wesen, gemischt aus kindlichem Frohsinn und jungfräulichem Ernst, hatte etwas sehr Anziehendes für mich. Es berührte mich eigenthümlich neu. Die geistreichen Weiber bekommt man auch satt. Ich sah schon eine Idylle gleich der Sesenheimer herannahen. Lyrische Stimmungen verliessen mich nicht mehr. Ich war im Begriff, eine ganz neue Sorte von Liebe kennen zu lernen, und Sie glauben gar nicht, wie das zum poetischen Schaffen anregt.“

Turnau ballten sich die Fäuste bei diesen Worten und sein Herz schwoll plötzlich bei dem Gedanken an den unsäglichen Hochgenuss, welchen es ihm bereiten würde, den trefflichen Poeten in diesem Augenblick mit einem Stuhlbein zu Boden zu schlagen, oder

ihn beim Kragen zu nehmen und durch die klirrende Glasthür die Treppe hinab zu werfen.

Bach fuhr nach einer Pause, da Wolfgang nichts erwiderte, unbeirrt fort: „Eines Sommerabends erinnere ich mich noch. Ich ging spazieren mit den beiden Töchtern des Pfarrers und Fräulein Springer. Als die Sonne unterging, standen wir auf einem Hügel unter einer grossen Eiche. Vor uns senkte sich ein Kornfeld, dann kam eine schmale Wiese und dahinter ein See, der in der Ferne wiederum durch Wald begrenzt wurde. Hinter den Wipfeln dieses Waldes war die Sonne versunken und brannte nur noch mit einer grossen goldnen Glut hervor. Ringsum war alles feierlich und still wie in Andacht versunken. Eins meiner besten Gedichte betitelt sich: »Sonnenuntergang.« Sie werden sich erinnern; es beginnt:

„Du einsames Grab
Der versunkenen Sonne . . .“

Ich citirte dies Gedicht mit bewegter Stimme, und als es zu Ende war, schaute

ich auf Fräulein Springer, welche etwas abseits stand. Sie trug einen Kornblumenkranz im Haar und schaute mit grossen Augen in die Abendglut, welche einen warmen leuchtenden Schein auf ihr schönes, seltsam ernstes Antlitz warf; ich glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen. Sehen Sie, lieber Turnau, das sind die Erfolge, welche dem Herzen des Poeten wahrhaft wohlthun."

Turnau war von diesem selbstgefälligen Geschwätz fast zur Verzweiflung gebracht. Als er über Helene so reden hörte, hatte er eine Empfindung, wie Jemand, der eine schöne scheinbar unberührte Frucht bewundert, aus welcher plötzlich bei näherer Betrachtung ein gefrässiger Ohrwurm davoneilt, der sie heimlich benagte. Er brummte etwas Unverständliches; Benno Bach seufzte ein wenig, strich sich sorgfältig die Stellen seiner hohen Stirn, wo früher Haare wuchsen, prüfte mit vorsichtigen Fingern den künstlich gelockten Rest, der ihm noch geblieben, und fuhr fort: „Ich denke zuweilen jetzt

ans Heirathen, ganz ernsthaft sogar. Dies Bild bringt mich wieder darauf, weil es mir zeigt, wie die Zeit vergeht. Seit jenem Abend habe ich sie nicht wieder gesehen, damals war sie noch ein halbes Kind, jetzt ist die Knospe voll erschlossen. Ich möchte sie wiedersehen. Sie haben wohl die Freundlichkeit, mir die Adresse mitzutheilen!"

Es stellte sich aber heraus, dass Herr Benno Bach sich in einem der grössten Irrthümer befand, als er dies annahm. Wolfgang gerieth in eine sehr täuschende Verwunderung darüber, dass ihm noch nie eingefallen sei, darnach zu fragen. Die junge Dame käme mit einer älteren zu ihm, und soviel er sich entsinne, habe er aus einigen Andeutungen geschlossen, dass sie sehr weit entfernt wohnen müssten, vielleicht eine Stunde weit oder noch weiter. Ein Bahnhof sei in der Nähe ihrer Wohnung, ob der Stettiner oder der Ostbahnhof, sei ihm wieder entfallen. Es habe ihn bis jetzt auch gar nicht interessirt, aber wenn Bach es wünsche, so könne er ja auch einmal

nach der Wohnung der Dame fragen; er hoffe, dass er es nicht vergessen werde. Bach ersuchte ihn noch besonders, dies ja nicht zu unterlassen. Das Bild habe sein Herz seltsam bewegt und er vermöge sich kaum von ihm zu trennen. Wolfgang meinte dann, dies fände er nicht recht begreiflich, aber in solchen Dingen seien die Ansichten der Menschen verschieden. Dabei horchte er fortwährend nach der Thür und seufzte hoch auf, als Benno Bach sich endlich empfahl und die Thüre hinter sich geschlossen hatte. Zu weiteren Gedanken blieb ihm keine Zeit, denn kaum hatte der Poet das Atelier verlassen, als von der anderen Seite Helene und Frau Springer eintraten und die Sitzung ihren Anfang nahm.



## VIII.

## DIE SITZUNG.

Heute kam mit Helene kein Sonnenschein in das Atelier; sie erschien mit verweinten Augen wie der blasse Mond, während Frau Springer sie begleitete und einer drohenden Wolke vergleichbar war.

„Es ist gut, dass ich heute nur noch am Haar zu thun habe,“ sagte Wolfgang, indem er sie prüfend betrachtete. Helene seufzte, ihre Mutter sah unergründlich ernsthaft aus und strickte wie eine Maschine.

„Erlauben Sie,“ sagte Wolfgang dann, „dass ich das Haar ein wenig ordne.“ Helene neigte schweigend das Haupt, und der Maler gab mit leichten Fingern dem welligen, seidenweichen Gelock eine gefälligere und freiere Lage. Seine Hand zitterte hierbei; er hatte Helene gegenüber noch nie diese Verlegenheit empfunden. Es war, als ob von dieser Berührung eine

warme elektrische Strömung ausginge, die sein Herz rascher schlagen machte und in seinem Haupte die Gedanken seltsam und lieblich durcheinander wirrte. Er konnte kaum der Versuchung widerstehen, dies schöne Köpfchen zwischen seine Hände zu nehmen und es aufzurichten, um einmal recht tief in die dunkeln Augen zu sehen. Und seltsam — als er sein Werk vollendet hatte und Helene wieder aufschaute, war die Blässe ihres Gesichts verschwunden und hatte einer sanften Röthe Platz gemacht.

Die Sitzung begann. Es war heute recht still in dem behaglichen Raume, man vernahm nichts als das eifrige Klirren der Stricknadeln und von draussen das Schwatzen der Sperlinge, welche in der hohen Schwarzpappel Distriktsversammlung abhielten.

Wolfgang malte, als hinge das Wohl der Welt davon ab, er wunderte sich selbst, wie ihm heute alles gelang; der alte Künstlerspruch:

„Hände, Füss' und Haar
Sind des Teufels Waar'"

schien heute bei ihm seine Wahrheit verloren zu haben.

Nach einer halben Stunde klingelte es draussen und Frau Springer ward dadurch abgerufen. An ihrer Stelle blieb nur ein eilig zusammengeballtes Strickzeug, das mit seinen Nadeln wie ein spärlich bewaldetes Stachelschwein in die Welt starrte und ein seltsam beobachtendes Ansehen hatte, gleich als sei es sich seiner Stellvertretung wohl bewusst. Ausserdem blieb auch die grosse Stille, nur die Sperlinge schienen bei Berathung ihrer kommunalen Angelegenheiten auf einen Streitpunkt gestossen zu sein und erhoben einen gewaltigen Lärm, bis sie plötzlich mit Gebrause alle auf einmal davon flogen. Nun war die Stille noch auffallender, und Wolfgang, um nur etwas zu reden, erinnerte sich an den Besuch von vorhin und sprach: „Es war soeben ein alter Bekannter von Ihnen hier.“ Helene sah ihn fragend an.

„Erinnern Sie sich nicht mehr an den Abend in Ostpreussen, als Sie, einen Korn-

blumenkranz im Haar, in die untergehende Sonne sahen und Jemand dazu lyrisch wurde:

„Du einsames Grab
Der versunkenen Sonne. . . .“

Helene sah ihn mit grossen Augen an: „Das war Herr Bach — Sie kennen ihn?“ Dann sah sie eine Weile nachdenklich vor sich hin und fuhr fort: „Von dem Gedicht habe ich nicht viel gehört, es mag wohl sehr schön gewesen sein, aber ich dachte an andere Dinge. Man hatte vorher gesagt, dass dort Berlin läge, wo die Sonne versank. Ich dachte an meine Mutter und an unser kleines Eckzimmer, wo auch die untergehende Sonne hineinscheint, und an unsern Kanarienvogel, der dann noch zum letzten Male so schön singt, und an“ . . . . hier stockte sie eine Weile, so dass Wolfgang weiter forschte: „Und an . . . .?“ . . . . „und an Mancherlei,“ fuhr sie fort. „Ich weiss das noch sehr genau, denn ich habe oft an diesen Abend gedacht. Ich hatte Heimweh. Herrn Bach habe ich seitdem nicht wieder gesehen, er

besuchte damals seinen Onkel, welchem das Gut gehört."

„Wie gefiel er Ihnen?" fragte Wolfgang.

„Er war stets sehr zuvorkommend gegen mich," sagte Helene, „ich lachte niemals über seine Gedichte, wie die andern Mädchen, die sich zuweilen die Taschentücher in den Mund stopfen mussten, wenn er vorlas. Ich kann sehr ernsthaft sein, wenn es darauf ankommt."

„Hm," meinte Wolfgang, „Sie hätten nur lachen sollen."

„Herr Bach ist doch Ihr Freund?" fragte Helene fast verwundert.

„Ja, er ist mein Freund," rief Turnau heftig, aber ich bin geneigt, diese Freundschaft, welche der unerforschliche Rathschluss der Götter über mich verhängt hat, als ein »Schicksal« zu betrachten. Ich bin mit diesem Menschen behaftet, ich habe ihn wie eine Krankheit. Er ist mir zuertheilt worden als eine grausame Strafe für meine Sünden!"

Er bemerkte, dass ihn Helene wegen dieser plötzlichen Heftigkeit ganz erstaunt ansah, und fuhr fort: „Ich hätte mich seiner längst entledigt, aber leider bin ich ihm Dank schuldig, und das bindet mir die Hände und kränkt mich zugleich. Er lernte mich kennen, als ich in friedlicher Dunkelheit und ziemlich unbeachtet ein Bildchen nach den andern strich, und hat dann zuerst auf mich aufmerksam gemacht und die Presse in Bewegung gesetzt, dass ich mit einem Male bekannt wurde. Aber dies ist mehr als ausgeglichen dadurch, dass er nun überall, wo es sich machen lässt, als mein Entdecker figurirt und mich vorführt wie ein Circuspferd, dass er persönlich dressirt hat, dass er überall meinen Namen als eine Rose im Knopfloch trägt, um den seinigen damit zu schmücken!"

Helene nahm wie alle Frauen die Partie des Angegriffenen.

„Das hat er doch am Ende nicht nöthig," sagte sie, „er gilt doch für einen berühmten Dichter!"

„Machwerk! Machwerk!“ rief Turnau, „ein künstlich aufgeblasener Name, der über Nacht platzen wird wie eine Seifenblase, und es wird nichts übrig bleiben, als ein wenig unreines Wasser. Sie wissen nicht, wie das gemacht wird, wie sie zusammenhalten die Mittelmässigen und in Blättern und Blättchen einander emporloben und gegenseitig ihre Namen und Nämchen ausschreien, bis das arme dumme Publikum endlich glaubt, von dem vielen Geschrei müsse doch etwas wahr sein. Sie wissen nichts von den Kunstparasiten, denen es nur zu thun ist um Geld oder Ruhm und die den wahren Künstlern wie Unkraut im Wege stehen. Die langen Ohren haben sie ins Publikum gestreckt und lauschen und horchen nach dem, was die grosse Menge haben will, und schneidern dann nach der Mode des Tages zusammen, was heute gefällt und übermorgen schon vergessen ist.“

„Aber Herr Bach gehört doch nicht zu denen?“ fragte Helene ganz ängstlich

gemacht durch eine Heftigkeit, welche ihr kaum verständlich war.

„Herr Bach gehört zu denen,“ sagte Wolfgang, „welche ich Kunstschwindler nenne, und das ist es, was ewig eine Kluft zwischen uns befestigt. Es ist ihm nicht um die Sache selbst zu thun, sondern vor allen Dingen um den Erfolg der Sache. Er sucht nicht mit unablässigem Streben nach Vervollkommnung aus sich herauszubilden, was die Natur etwa in ihn gelegt hat, nein, es ist ihm nur daran gelegen, einen Glanz und Schimmer um sich zu verbreiten, und in eitler Selbstgefälligkeit wird er nicht müde, fortwährend den Leuten sein liebes Ich wie auf dem Teller entgegen zu tragen.“

Helene hörte ihm mit steigender Erregung zu; ihr erschienen diese Worte sehr übertrieben und grausam, und es widerstand ihr, diese Ergüsse anhören zu müssen.

„Sie urtheilen gewiss zu hart,“ meinte sie, „Sie sind eingenommen gegen Herrn Bach und thun ihm gewiss Unrecht . . .“

Wolfgang liess sie kaum ausreden, er hatte sich in Feuer gesprochen und redete sich immer tiefer in seinen Groll hinein:

„Ich bin zu milde,“ sagte er, „viel zu milde! Haben Sie einmal seine Gedichte gelesen? Das Buch erinnert mich immer an eine Eiersammlung. Nichts wie ausgepustete Eier. Lauter glänzende Schalen ohne Inhalt! Vorhin sprach er davon, dass er sich verheirathen möchte. Ich weiss ein Wesen, das seiner würdig ist. Er sollte Fräulein Iduna Schlunk heirathen; diese Künstlerin hat viel Verwandtes mit ihm, und vielleicht vereinigen sich einmal beider Talente in einem gemeinschaftlichen Sohn, der dann später seinen menschenfeindlichen Beruf darin finden wird, Arabesken von Kamillenblümlein und Vergissmeinnicht um seine eigenen mauserigen Gedichte zu malen!“

Helene kamen fast die Thränen in die Augen. Es missfiel ihr über die Maassen, Wolfgang so sprechen zu hören, und sie konnte sich nicht enthalten, ihm dies zu sagen:

„Ich hätte Sie nicht für so lieblos gehalten!“ sprach sie, indem ihr das Roth in die Wangen stieg, mit zitternder Stimme. Wolfgang sah sie gross an, er hatte offenbar diesen Ton nicht erwartet und ward plötzlich stumm und nachdenklich. Da auch in diesem Augenblick Frau Springer zurückkam, so trat das alte Schweigen wieder ein und die Sitzung ging stumm und verdrossen zu Ende.



IX.

## DÄMMERUNG.

Als Wolfgang wieder allein war, ging er eine Weile in seinem Atelier ziellos umher und stand zuweilen und starrte auf alle mögliche Dinge, ohne irgend etwas zu sehen. Ein Verdacht war in ihm aufgestiegen, den

er nicht abzuweisen vermochte, und der ihm das Herz einschnürte, je mehr er seine Berechtigung einzusehen glaubte. Es schien ihm klar zu sein, dass Helene eine Zuneigung für Benno Bach hege, ja ihn vielleicht heimlich liebe. Es giebt viele unbegreifliche Dinge in der Welt, sagte er sich, und dies ist am Ende noch nicht so unerklärlich. Benno Bach war sehr reich, er hatte kein unschönes Aeussere, und vielleicht mochte ja gerade das selbstgefällige Wesen, das den Maler zurückstiess, auf Helenens Unerfahrenheit bestechend eingewirkt haben. Die harmlose Jugend verwechselt ja so leicht und gerne ein Laster mit der verwandten Tugend und umgekehrt, und nichts ist leichter, als einem so jungen Mädchen, dessen Köpfchen noch mit schönen Einbildungen erfüllt ist, Schein für Wahrheit zu verkaufen. Sollte dies Benno Bach so schwer gefallen sein, dessen ganzes Sein und Wesen Schauspielerei war, und der nichts versäumte, sein liebes Ich auf alle Weise zu illuminiren und jeden Schein eines Verdienstes als eine

leuchtende Wahrheit hinzustellen? Wolfgangs grübelnde Gedanken bohrten sich in diesen Vorstellungen fest, und an der unangenehmen Wirkung, welche er hiervon erfuhr, ward ihm mit einem Male sonnenklar, wie es mit ihm selber in dieser Angelegenheit stand. Er ward plötzlich roth und dann wieder blass, fuhr sich mit der Hand mehrere Male durch das dichte Haar und blieb dann vor Helenens Porträt nachdenklich stehen. Dann rückte er einen Lehnsessel davor und sass eine lange Weile, bald das Bild betrachtend, bald in die grauen Wolken starrend, welche sich verdrossen und unablässig an dem winterlichen Himmel durcheinander schoben. Es wurde dämmerig und fing an wieder zu regnen; der Wind warf die Tropfen prickelnd gegen die Scheiben; in den Ecken und Winkeln des Ateliers lagerten sich finstere Schatten; nur das Porträt leuchtete noch mit sanftem Schimmer hervor. Aber es dunkelte immer stärker, bis allmählich Helenens Bild ebenfalls in die Finsterniss versank. Draussen ward die

Strassenlaterne angezündet und warf einen stillen Schein an die Decke des dunklen Raumes. Wolfgang erhob sich und sah auf die Strasse. Diese Laterne brachte ihn auf einen Gedanken, sie erinnerte ihn daran, dass an demselbigen Abend das, allerdings etwas verspätete, Weihnachtsfest der „klapprigen Laterne“, gefeiert werden sollte. „Morbrand wird dort sein,“ dachte Wolfgang, „er muss mir einen Rath in dieser Angelegenheit geben. Ich muss über diese seltsamen Erscheinungen, die sich in mir heute Abend hervorgethan haben, ins Klare kommen. Es wird sich wohl ein Augenblick finden, wo ich ihn allein habe.“



## X.

## DIE „KLAPPRIGE LATERNE“.

Es ging eine Sage über die Entstehung des Namens „Klapprige Laterne“. In der grauen Vorzeit des Vereins, da er noch namenlos war und nur aus fünf Mitgliedern bestand, welche allwöchentlich abwechselnd in ihren Wohnungen zusammenkamen, hatte es bei einer dieser Versammlungen plötzlich an die Thüre geklopft und herein war getreten der alte Diogenes, der verdammt war, noch immer ruhelos mit seiner Laterne nach Menschen zu suchen. Sie hatten ihn freundlich aufgenommen, und Morbrand, der Aelteste des Vereins, hatte gesagt: „Setzen Sie sich, Professorchen, Sie werden müde sein, denn Griechenland ist weit, und der Jüngste sind Sie auch nicht mehr.“ Der alte Diogenes hatte seine Laterne auf den Tisch gestellt und sich in den grossen

braunen Lehnstuhl mit Ohrenklappen gesetzt und recht kümmerlich geseufzt, dass es ganz herzzerbrechend anzuhören gewesen ist. Sie haben ihm aber viel Punsch zu trinken gegeben und allerlei anmuthige Gespräche mit ihm geführt, dergleichen er sich gar nicht vermuthet gewesen, so dass der alte Herr immer fröhlicher geworden ist und bald den einen, bald den andern fast verwundert angesehen und sich immer häufiger und eifriger die Hände gerieben hat vor lauter Behagen. Und als die Stunde später geworden ist und die Geister lebendiger, so dass in bewegtem Hin und Wieder des Gespräches Scherz und Ernst durcheinandergeschwirrt sind wie die Bienen und Schmetterlinge zur Sommerzeit am blumigen Feldrain, da ist der Alte immer helläugiger geworden und immer aufgeregter, und zuletzt ist er plötzlich aufgesprungen und hat seine Laterne genommen und sie mit einem grossen Jauchzer gegen den Ofen geschmettert und hat gerufen: „Hier sind ja Menschen! Hurrah! Hier sind ja Menschen! Ich brauche dich

nicht mehr, ich bin erlöst!" Darnach hat er alle der Reihe nach umarmt und ihnen mit grosser Rührung die Hände gedrückt, ist mit etwas schiefem Gange aus der Thür geschossen, mit ziemlichen Lärm die Treppe hinabgepoltert und niemals wiedergekommen.

Die Laterne hat man aber in ihrem dermaligen Zustande sorgfältig aufbewahrt und sie mit einem brennenden Lichte darin als ein heiliges Symbol bei jeglicher Sitzung auf den Tisch gestellt, auch gebührender Maassen den Verein feierlich nach ihr benannt. Etwa ein Dutzend Menschen hatten sich gesellig um sie geschaart und versuchten das Lob zu verdienen, was einst der alte Diogenes den Stiftern gespendet hatte. Ernst und Scherz in zwangloser Abwechslung herrschten an diesen Abenden. Manche Dichtung, bevor sie in die Welt hinausging, empfing hier ihre erste Beleuchtung — die alte Laterne konnte gar scharfe Lichter werfen, — manch künstlerischer Plan kam hier in kritischem Wechselgespräche

zur Reife und Vollendung, doch auch der tollste Humor trieb hier seine schillernden Blüthen, und nichts war so burlesk und paradox, dass es hier nicht begeistertes Verständniss gefunden hätte. Der Art war der Verein, welchen Wolfgang Turnau an diesem Abend besuchen wollte.



## XI.

## DAS WEIHNACHTSFEST.

Um die Weihnachtszeit herum schimmern gar viele freundliche Lichtpunkte, wie heitere Sterne sich um den leuchtenden Mond schaaren, unzählige Vereine feiern dann ihr Winterfest und wochenlang strahlen allabendlich die Tannenbäume bis tief in den Januar hinein. Eine freundliche Sitte, die auch den Familienlosen eine fröhliche Weihnachtsfeier ermöglicht.

Der grösste Raum stand unter den Mitgliedern des Vereins dem Bildhauer Daniel in seinem geräumigen Atelier zur Verfügung, weshalb auch dort das Fest stattfand. Als Wolfgang eintrat, fand er bereits die meisten seiner Freunde in dem behaglich und anmuthig mit Tannengrün und lebenden Pflanzen ausgeschmückten Raume anwesend.

Die Bildwerke, welche das Atelier enthielt, waren alle an die Wände gerückt und schimmerten hell und freundlich aus dem grünen Blattwerk hervor, in der Mitte des Raumes leuchtete ein gedeckter Tisch, und den Ehrenplatz am obern Ende desselben nahm ein mächtiger Tannenbaum ein, der von Künstlerhand verziert in Gold und Farben stand und mit mancherlei drolligem Spielwerk behängt war. Es herrschte, wie es bei derartigen Anlässen zu sein pflegt, eine gedämpfte Anfangsstimmung, die Freunde sassen behaglich schwatzend in kleinen Gruppen zusammen oder es standen einige vor diesem oder jenem Bildwerk in kritischer Beschauung.

Plötzlich klappte im Hintergrunde eine spanische Wand auseinander und ein alter Zaubergreis mit langem weissen Bart und spitzer Hieroglyphenmütze ward sichtbar. Er trug eine Kelle in der Hand und war bekleidet mit einem bunten Talar, der über und über mit blitzenden Zauberzeichen bedeckt war. Neben ihm befand sich ein glänzender Kessel auf einem Dreifuss, darunter stand eine Schale. Der Zauberer kreuzte die Arme, verbeugte sich würdevoll und sprach dann:

„Des Nordens lange Winternacht zu kürzen,
Ward einst in alter, längst vergess'nen Zeit
Von einem Mann, verloren ist sein Name,
Ein wunderbarer Zaubertrank erdacht.
Gar manche Nacht, die ruhmlos der Philister
Und thatenlos im warmen Bett verschnarcht,
Sass er an seinem Werk und mischt' und trank
Und trank und mischte, bis er hingesunken
Im Schlafe noch von der Vollendung träumte. —
Es kam die Zeit, die brünstiglich ersehnte,
Es kam die Zeit, wo ihm das Werk gelang,
Wo Kraft und Milde, Süssigkeit und Feuer,
Zusammenfloss in holder Einigkeit,
Und im Verein der widerspenst'gen Kräfte

Geboren ward der wunderbare Trank! —
Heil sei dem Mann! Ihm ward kein Monument
Von Stein und Erz, jedoch im Widerschein
Viel seligrother Nasen glüht und leuchtet
Ein bessres Denkmal ihm vieltausendfach! —
Sein Name schwand, sein Werk wird ewig bleiben
Wir wollen dessen heut uns heiter freuen!
Den alten Zauber wieder froh erneuen!"

Damit wandte sich der Zauberer und schwang unter unverständlichen Sprüchen seine Kelle beschwörend in der Luft. Aus der Schale schlug eine riesige blaue Flamme auf und leckte an den Wänden des Kessels hoch empor. Dann beugte er sich nieder und goss aus mächtigen Krügen, welche neben ihm standen, unendlichen Wein in das Gefäss und sprach, indem er von Zeit zu Zeit mächtig mit der Kelle in der Flüssigkeit rührte:

„Es rankt die Rebe am rauschenden Rheine,
Die Kräfte der Erde saugt sie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren
Sie wendet und wandelt im Wechsel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüssigem Feuer,
Der Sonne Gleissen in glänzendes Gold!

Feuer zu Feuer und Flammen zu Flammen!
Heia, nun glänze, du goldige Glut,
Fliesse im Feuer du flammende Flut!"

Darnach geschahen neue Beschwörungen. Im Hintergrunde erhob sich ein diabolisches Geheul und plötzlich stand wie aus der Erde gewachsen ein schwarzer Nigger da, der in den Händen eine mächtige Schale mit Zucker trug, welcher unter feierlichen Ceremonien dem Tranke beigemischt wurde. Auf ähnliche Weise erschienen die Citronen von einem Italiener dargebracht, und als im Laufe der Zeit der Wein anfing zu sieden, tauchte ein vortrefflicher Chinese mit dem nöthigen Arak auf, nach dessen Beimischung ein angenehmer Punschgeruch sich in dem ganzen Raume verbreitete und die Gemüther mit süsser Ahnung kommenden Genusses füllte. Nachdem somit die Grundbedingung eines behaglichen Abends geschaffen war, verschwanden der Zauberer und seine Gehilfen unter allgemeinem Beifall wieder im Hintergrunde, um nach einiger Zeit als gewöhnliche

Menschen sich an ihren Plätzen wieder einzufinden.

Als darnach die Begierde der Speise — aber noch lange nicht des Trankes — gestillt war, strahlten am Tannenbaum die Lichter auf und eine lustige Verlosung der scherzhaften Dinge, welche er an seinen Zweigen trug, ward ins Werk gesetzt. Dadurch gerieth allmählich die Stimmung in jene heitere Strömung, die in lebhaft rauschendem Allgemeingespräch sich kund thut, und nur zuweilen bildeten scherzhafte Vorführungen Einzelner eine Insel in diesem Strome.

Der Einzige, welcher an diesem Abend die richtige Stimmung nicht zu finden vermochte, war Wolfgang, wie wohl leicht erklärlich ist. Er hatte sich seines Beitrages in der Rolle des Chinesen erledigt und sass nun da, schweigend ein Glas Punsch über das andere schlürfend und wälzte Gedanken. Zuweilen stimmte er mechanisch in ein besonders lautes Gelächter mit ein, um nicht aufzufallen, obgleich er selten genau wusste,

um was es sich handelte. Er war fest entschlossen, sich Morbrand anzuvertrauen, allein, so lange er diesen auch beobachtete, immer wollte der geeignete Zeitpunkt nicht kommen, wo derselbe allein war.

Scherzhafte Reden und burleske Aufführungen lösten einander ab. Die Stimmung ward brausender und die feurigen Geister des starken Getränkes entflammten die Köpfe. Zu dem Duft des Punsches, der ausgeblasenen Wachslichter und verbrannten Tannenzweige mischte sich der bläuliche Nebel der Cigarren, und die Gesellschaft sonderte sich, wie es in späteren Stadien solcher Zusammenkünfte zu geschehen pflegt, in einzelne lebhaft disputirende Gruppen, in buntem Gespräch das Höchste wie das Tiefste durcheinander wirbelnd. Am Klavier tauchte ein Punschenthusiast auf und gab seiner Begeisterung singend Ausdruck:

„Und würden zu Rum die Ströme,
Und würden die Meere zu Wein,
Und schmölzen dann alle Berge
Als Zuckerhüte hinein,

Und drückt' man den Mund als Citrone
Hinein in die köstliche Flut,
Und heizte die riesige Bowle
Mit der Erde vulkanischer Glut,
Und könnt' ich dann liegen und schlürfen
Und trinken ohn' Aufenthalt:
Es würde doch nimmer bestehen
Vor meines Durstes Gewalt!

Es war der Zeitpunkt eingetreten, wo die Menschen je nach ihrer Begabung sentimental oder streitsüchtig werden, und wo man jene Offenherzigkeiten zu begehen pflegt, welche am andern Tage so unverdaulich auf der Seele liegen.

Morbrand hatte sich zurückgezogen, sass allein hinter dem Tannenbaum versteckt und knackte Nüsse, indem er behaglich in das bunte Treiben vor sich schaute. Diesen Augenblick liess Turnau nicht ungenützt vorübergehen, und es gelang ihm, Morbrand so künstlich in seiner Ecke einzuzäunen, dass der Zutritt eines Dritten unmöglich gemacht wurde. Es ist nicht mehr als natürlich, dass er sodann ein Gespräch anfing, das mit der Sache, welche ihm am Herzen lag, einen

möglichst geringen Zusammenhang darbot. Nachdem er über die Vorzüge der Haselnüsse einige begeisterte Worte geäussert und über Nüsse im allgemeinen vortreffliche Anschauungen dargelegt hatte, spann sich das Gespräch mühsam dahin, bis endlich eine kleine Pause eintrat. Wolfgang sah eine Weile auf seine rechte Fussspitze, mit welcher er ein weniges auf und nieder wippte, und sprach ohne besondere Betonung vor sich hin:

„Es ist mir sonderbar ergangen, Morbrand.“

„Hm,“ sagte dieser, seine Bereitschaft zum Hören ausdrückend, ohne sich jedoch in seiner Beschäftigung zu unterbrechen. Wolfgang fuhr einige Male mit der Hand durch sein dichtes Haar, rückte dann näher und sprach: „Ich möchte Dir etwas anvertrauen, wofür ich Deinen Rath und Deine Verschwiegenheit erbitte.“ Morbrand legte den Nussknacker auf den Tisch und die eben ausgelöste Nuss säuberlich daneben. Dann nahm er seine Brille ab und putzte sie mit dem

Taschentuch: „Dies wird feierlich," sprach er. Nachdem er dann, wie es der Brauch ist, die Brille gegen das Licht gehalten und säuberlich wieder auf seine Nase gerückt hatte, that er einen tiefen Zug aus seinem Glase, lehnte sich in den Stuhl zurück und sagte: „ich bin bereit."

Wolfgang stärkte seine Seele ebenfalls mit Punsch und fuhr dann fort: „Ich habe vorher noch eine Bitte: Wenn es Dir irgend möglich ist, lieber Freund, so bleibe ernsthaft bei dem, was ich Dir sage. Es sind manchmal Dinge für andere sehr komisch, welche dem Betheiligten bittre Bedrängniss schaffen. Wenn Du durchaus lachen musst, dann lass es mich wenigstens nicht sehen, mach's innerlich ab. Und ehe ich anfange, gieb mir die Hand, alter Freund."

Morbrand blickte auf die Gesellschaft. Man achtete nicht auf die beiden abgesonderten; in solcher Zeit und Stimmung hat jeder genug mit sich selber zu thun. Er griff unter dem Tisch nach Wolfgangs Hand und drückte sie kräftig.

„Es hat mich," sagte dieser dann.

„Was, wie, wo?" fragte Morbrand.

„Hier," antwortete Wolfgang, indem er die Hand aufs Herz legte und wie ein ertappter armer Sünder aussah. Es zuckte über des Freundes Gesicht, allein er bezwang sich: „Weiter!" sagte er.

Und Wolfgang berichtete Alles herunter, was ihm auf der Seele lag. Am meisten bedrückte ihn natürlich die Befürchtung, welche heute in ihm aufgestiegen war. „Wenn es sich bewahrheitet," rief er aus, „dass sie diesen Kerl liebt, dann ist es zu Ende mit meiner Geduld, dann ist es hohe Zeit, dass er ausgerottet wird, damit er nicht noch mehr Unheil stiftet. Ich fordere ihn zum Zweikampf heraus und die Waffe soll mir ganz gleichgiltig sein, wenn sie nur geeignet ist, ihn umzubringen."

Morbrand lächelte doch ein wenig. „Diese Absicht ist ja lobenswerth," sagte er, „allein ich gebe Dir zu bedenken, ob Du Dein Herz in Bezug auf das Mädchen auch genügend geprüft hast, ob dieses plötzliche Auflodern

auch wirklich Liebe bedeutet, und ob dieses junge Fräulein auch die Eigenschaften und die Bildung besitzt, welche einen Mann von Deinen Eigenschaften dauernd glücklich machen können.“

„Es ist kein plötzliches Auflodern,“ sagte Wolfgang, „es ist mir nur blitzartig zum Bewusstsein gekommen, was längst in mir verborgen war. Denke Dir, man hat ein altes Bild lange besessen und niemals beachtet — man betrachtet es einmal genauer und siehe da, es ist ein Rembrandt. Du kennst das Mädchen nicht: sie ist nicht geradezu schön, aber sie hat jenen milden Liebreiz, der das Herz jedes Mannes mit Wärme füllt, jenen Zauber von Gesundheit und Frische, der in heutiger Zeit so aussergewöhnlich selten ist, und dazu ein heiteres, sonniges und dennoch tiefer Empfindung fähiges Gemüth. Was ihre Bildung anbetrifft, so spielt sie nicht Klavier, sie malt nicht und macht keine Verse — das ist schon bedeutend mehr als man heutzutage billigerweise verlangen kann.“

Morbrand lächelte wieder. „Nun gut, ich werde Dir meinen Rath in dieser Angelegenheit ertheilen. Ich fürchte nur, Du wirst mit ihm nicht zufrieden sein, obgleich er der einzige und beste ist, der sich denken lässt: Wenn Du sie liebst, da geh doch hin und sag's ihr!"

Wolfgang sah ihn fast verblüfft an und trommelte mit den Fingern. Er schwieg.

„Nun, warum nicht?" fragte Morbrand „es ist das Sicherste. Die frische That erlöst."

Der Maler versank in Gedanken. So selbstverständlich der Rath seines Freundes war, es lag doch für ihn etwas Ueberraschendes darin, denn trotz alledem war er der Sache noch nicht so nahe getreten. „Wenn ich einer günstigen Antwort gewiss wäre," meinte er dann, „das Gegentheil wäre unerträglich."

„Ungewissheit ist das Unerträglichste," sagte Morbrand.

„Du hast Recht," entgegnete Wolfgang, „ich will es thun, ich will mit ihr sprechen."

„Das genügt mir noch nicht," meinte der Freund, „wann willst du mit ihr sprechen?"

„In den nächsten Tagen, sobald sich eine passende Stunde findet."

„Dieser Plan ist schlecht," sagte Morbrand, „binde Dich an eine bestimmte Zeit, zum Beispiel morgen Nachmittag Punkt vier Uhr. Erhebe dies zum festen Vorsatz."

„Warum das?" fragte Wolfgang verwundert.

„Du weisst," antwortete der Freund, „ich gehöre selber ein wenig zu den Leuten, welche ihr ganzes Leben lang ‚nächste Woche anfangen wollen.' Wie manches habe ich nicht im Leben versäumt, weil ich heute nicht that, was ich morgen oder übermorgen thun wollte, wenn die passende Stunde sich findet. Darum, wenn Dir die Zeit genehm ist, so schlage ein."

„Ich verspreche auch dies," sagte nach einer Weile der Maler und drückte dem Freunde kräftig die Hand. Darnach mischten sich Beide wieder unter die übrige Ge-

sellschaft. Eine innere Heiterkeit war nach diesem Entschlusse über Wolfgang gekommen und fröhlich nahm er von jetzt ab an allem Theil, bis auch dieser Abend verbrauste und verschwamm, wie jede heitere Stunde dahingeht — Schaum, der eine Welle der Ewigkeit krönt.



## XII.

## DIE WERBUNG.

Am andern Morgen, als Wolfgang, trotz der durchschwärmten Nacht, zur gewöhnlichen Zeit erwachte, lobte er den Rath Morbrands, denn frei von allem Zweifel stand vor ihm, was er zu erfüllen hatte, und jene geistige Anspannung, mit welcher man Dingen entgegen geht, welche auf keine Weise mehr zu ändern sind, verliess ihn nicht mehr. Am Nachmittage, kurz vor der bestimmten Zeit, als er von seinem Mittags-

essen zurückkehrte, begegnete ihm, was sonst allerdings nicht als ein gutes Omen betrachtet wird, Frau Springer vor der Hausthür, im Begriff auszugehen, allein ihm erschien es wie ein günstiges Vorzeichen, da er kaum zu hoffen gewagt hatte, Helene allein zu treffen.

Er stand in seinem Atelier vor seiner grossen braunen Wanduhr, die ein Erbstück war, bis der Zeiger auf die volle Stunde deutete, und als das alte Mirakel mit grossem Aufwand von innerem Schnurrwerk aushob, Vier zu schlagen, marschirte er geraden Weges in sein Schicksal hinein. Auf dem Korridor lauschte er eine Weile, ehe er an die verhängnissvolle Thür klopfte. Er hörte nichts als den schmetternden Gesang eines Kanarienvogels. Als er hineintrat, wurde er fast geblendet, denn Helene befand sich in dem bereits erwähnten Eckzimmer, und die untergehende Sonne sandte einen vollen Strom rothgoldenen Lichtes hinein. Das Mädchen erhob sich und stand mitten in dem Glanze da.

Turnau trat ein wenig zur Seite, um dem blendenden Lichte zu entgehen: „Ich wünsche Ihre Frau Mutter zu sprechen,“ sagte dieser heuchlerische Sünder.

„Sie ist ausgegangen, aber sie wird bald zurückkehren,“ war die Antwort.

„Darf ich sie hier erwarten?“ fragte der Maler.

Helene schwieg verlegen, es war offenbar gegen ihre Instruktion, ja zu sagen. Aber Wolfgang nahm die Gelegenheit wahr und blieb.

„Sie zürnen mir doch nicht mehr wegen des Gespräches von gestern,“ sagte er, „mir fällt es wieder ein, weil der Ort mich daran erinnert. Hier ist die untergehende Sonne welche in das kleine Eckzimmer noch einmal so schön hereinscheint, hier ist der schmetternde Kanarienvogel, an alles dies haben Sie gedacht an jenem Abend, aber hier ist heute noch Jemand, der bis jetzt so zu sagen zum Hause gehörte — haben Sie damals auch an diesen sich erinnert, Helene?“

„Herr Turnau, Sie fragen seltsam,“ sagte Helene verwirrt, und zu dem Roth der Sonne,

das auf ihren Wangen lag, trat eine tiefere Gluth.

„O die Frage ist nicht seltsam," rief Turnau, „ein freundliches Gedenken thut dem Menschenherzen wohl. Ich soll in kurzer Zeit aus diesem Hause gehen, wo ich die glücklichste Zeit meines Lebens verbrachte, da wäre es mir liebes Bewusstsein, wenn ich die Gewissheit hätte, dass meiner zuweilen gedacht wird."

Helene schwieg und sah ihn an. In der Tiefe ihrer Augen lag ein warmer Schein, ein stilles Leuchten ging von ihnen aus, welches Wolfgangs Herz pochen machte und sein Blut rascher strömen liess.

„Ich gehe sehr ungern aus diesem Hause," rief er, „und doch würde ich mit Freuden es verlassen, wenn ich eine Gewissheit hätte, darf ich sagen welche?"

Die Sonne war unterdess in schweren Wolken verschwunden, aber es war dies nicht allein, was das Antlitz Helenens tödlich erblassen machte.

Der kleine Kanarienvogel hatte aufgehört

zu singen und es war so still im Zimmer, dass man das leise Knistern des Mieders hörte, das vom Sturm des jungen Busens bewegt wurde.

. . . „Dass Sie mit mir gehen!“ sagte Wolfgang. Er flüsterte es fast, und doch war Beiden die ganze Welt in diesem Augenblicke mit dem Klange dieser Worte erfüllt. Helene sah ihn an starr wie im Traume, dann irrten ihre Augen wie Hilfe suchend umher — sie wollte entfliehen, allein Turnau trat ihr entgegen und sie sank ihm in die Arme und an die Brust, wo schon seit lange ihre Heimath war. Seine Lippen suchten die ihren und fanden sie, und die langgehegte stille Gluth strömte nun süssberauschend ihm entgegen. Dann flüsterte sie an seiner Brust: „An jenem Abend dacht' ich auch an Sie. Und immer, jeden Tag, seit ich fort war, je länger es dauerte je mehr.“

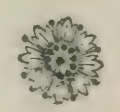
„Und niemals hast Du diesen vergoldeten Poeten lieb gehabt, auch nicht ein kleines Bischen?“ rief er jauchzend.

Sie hob den Kopf und schüttelte ihn verwundert: „Hast Du das jemals gedacht!

„Hurrah", jubelte Wolfgang, „ich war ein Thor, ein Narr, ein vollkommener Narr. Wo ist die Sonne, die Sonne soll noch einmal kommen, sie hat noch niemals einen so glücklichen Esel gesehen!" Und die Sonne erfüllte sein Verlangen. Gross und roth sank sie hinter der Wolke hervor und warf noch einmal, bevor sie schied, ihr verklärendes Licht auf die zwei Glücklichen. Wolfgang hielt Helene umschlungen und sah mit ihr hinaus in die Gluth.

„Nun fehlt nur noch die Mutter," sagte Helene.

„Ja die Mutter," sagte Turnau, „horch da kommt sie schon." Und als Frau Springer noch ausser Athem von den vier Treppen über den Korridor kam und die Thür zu ihrem kleinen Eckzimmer öffnete, da im letzten Schein des Abendrothes — ja, da stand die Bescheerung! —



# DER ROSENKÖNIG.





Sonnabend, den 1. April.

Dem Drängen und Treiben bin ich nun glücklich entronnen. Hier ist es fast friedlich und still, ich möchte beinahe vergessen, dass ich in einer grossen Stadt wohne, tönte nicht ein fernes Rollen und Brausen zu mir her, gleichsam das Wogenrauschen des ewig flutenden Menschenmeeres. Im Winter, da ging es schon an; zumal ich fremd in der Stadt und mir das ungewohnte Leben und Hasten neu war. Ich wohnte so recht mitten darin, wo Handel und Verkehr in den engen Adern winkliger und verräucherter Strassen mächtig pulsiren. Nun aber, da der Frühling ins Land kam, zog es mich hinaus in die Stille der Vorstadt, wo man dem Frühling ins Angesicht sehen kann, wo es doch Bäume

giebt und junges Grün und blühende Gärten, wo man ausser der unvermeidlichen Drehorgel auch einmal den Schlag eines Vogels vernimmt, und wo der Donner des Himmels nicht untergeht im Geräusch des lauten Tages.

Es war heute das erste Gewitter, und unter Blitz und Donner hielt ich den Einzug in mein neues Reich. Meine Fenster schauen auf einen zum Nebenhause gehörigen grossen Garten hinaus — und als sich das Wetter verzogen hatte und die siegreiche Sonne milde wieder hervortrat, öffnete ich das Fenster und liess den frischen Duft der erquickten Erde zu mir herein. Von den jungen Blätterknospen rannen die blitzenden Perlen; ein sanfter Regen vertropfte langsam, wie von der sinkenden Sonne aufgetrunken, und ein schöner Regenbogen stieg aus dem leuchtenden Knospengrün auf in das einförmige Grau des Himmels.

Ein jeder Mensch hegt nun wohl in seiner Brust dergleichen kindliche Thorheit, und so muss ich denn bekennen, dass mir das

als eine anmuthige Vorbedeutung erschien, als müsse ich an diesem Orte rechten Frieden haben und dereinst etwas Schönes erleben.

Es ist aber doch ein unbehagliches Ding um eine neue Wohnung.

Nun sitze ich hier an einem unbekannten Schreibtisch in einem Zimmer, mit dem ich nicht vertraut bin, unter lauter fremden Dingen, und ein Bett erwartet mich, in dem ich noch nie geruht. Es ist einem ähnlich zu Muthe wie in einer Gesellschaft unter lauter unbekannten Menschen. In solchen Augenblicken begreife ich sehr wohl die Anhänglichkeit vieler Leute an alte Möbel und Geräthe, die sie schon von ihren Vorfahren überkommen haben, mit denen sie aufgewachsen sind, mit deren Schnitz- und Bilderwerk ihre Kinderphantasie sich schon beschäftigt hat, und an deren Anblick hundert Erinnerungen geknüpft sind, fröhliche und traurige. Mein einziges Möbel, mein altes braves Schreibzeug, blickt mich allein vertraulich an mit seinem Muschel- und Blätterwerk aus Gusseisen.

Draussen ist eine dunkle, wolkenverhangene Frühlingsnacht.

Das Gewitter ist weit fortgezogen und steht am fernen Horizont als ein stummes Wetterleuchten; dunkel und schweigend ruhen die schwarzen Baummassen; nur zuweilen fällt ein schwerer Tropfen von den sattgetrunkenen Knospen leise hernieder.



**Sonnabend, den 15. April.**

Jetzt fängt schon die gute alte Dame Gewohnheit an mit ihren leisen Banden mich zu umspinnen, ich werde heimischer in dem Raume, der mir zur Wohnung dient, und vertrauter mit den Gegenständen, die mich umgeben. Der alte Sekretär, der mir als Schreibtisch dient, trat mir zuerst näher, dadurch, dass man einen gewissen Kunstgriff anwenden muss, um seine wacklige

Klappe zu schliessen; es besteht auf diese Weise eine Art von Geheimniss zwischen uns Beiden, und das befördert die Bekanntschaft. Meine Bücher schauen mich wohlgeordnet aus dem Glasschranke an mit ihren Titeln wie mit bekannten Gesichtern; so ein Buch ist ein lieber trauter Freund, und oft wiege ich einen dicken schweren Band wohlgefällig in der Hand und denke über das Sonderbare nach, dass ein so unscheinbarer viereckiger Körper so eine Menge von herrlichem Inhalt birgt, der beim Lesen gleichsam aus ihm herauswächst wie ein prächtiger Wunderbaum mit Blüthen, Früchten und gaukelnden Schmetterlingen. Da sehe ich denn wohl den Schreiber desselbem im Geiste vor mir im stillen Zimmer bei der einsamen Lampe, wie er gewiss viele Abende darüber sass und dachte und dichtete, wie sein Auge blitzte bei der Erfassung eines Gedankens, oder wie er vor sich hinstarrte in stillem Sinnen.

Nun ist die Hand längst verdorrt, die dies schrieb, und das Bischen Staub, welches

im Leben seinen Namen führte, ruht unter einem schweren Leichenstein, aber der Geist ist unsterblich — der ging hinaus ins Volk, und viele Tausende von stillen Lesern liessen den Wunderbaum vor sich erwachsen, labten sich am Dufte der Blüthen, kosteten die süssen Früchte und erfreuten sich still an dem leichten Flatterspiel der Schmetterlinge. Es muss etwas Herrliches sein, ein solches Buch geschrieben zu haben.

Doch das schönste Buch liegt draussen vor mir aufgeschlagen, wo ein eiliger Frühling mit mildem Regen und Sonnenschein seine altbekannten immer neuen Werke schreibt.

Manch schöne Stunde zieht es mich von der Arbeit ans Fenster; es ist aber auch dort zu viel Anmuthiges zu schauen und zu hören. Ein grosser wohlgepflegter Garten mit sauberen Steigen und prächtigen Gebüschgruppen breitet sich vor mir aus, und bis zu meinen Fenstern hinauf ranken Rosen, deren Blätterknospen sich schon gewaltig

entfalten. Wenn Alles grün ist, wird mein Fenster erst hübsch werden.

Da gilt es nun den Gang des Frühlings zu verfolgen, und alle Tage entdecke ich Neues und Schönes. Herrlich gewachsene Rosenstämme und Büsche sieht man überall; über die Steige hinaus sind Laubengänge davon gezogen, an den Wänden ranken sie empor; dass muss eine zauberische Pracht sein, wenn Alles glüht und blüht.

Das lebende Gethier will auch beobachtet sein; der Vogel, der durch die Zweige schlüpft oder im Sonnenscheine über die Wipfel fliegt, der frühe Schmetterling, der im leisen Winde dahingaukelt, und die Lerche, welche sich zuweilen vom Felde aus über den Garten verirrt und wie ein jubelnder Punkt darüber steht.

Nun gar mein Nachbar, der Besitzer des schönen Gartens, ein freundlicher Mann mit dunklen schönen Augen und weissem Haar, obgleich er noch gar nicht so alt zu sein scheint, und jenem wehmüthig-freundlichen Zug um den Mund, der auf ein tiefes

Gemüth schliessen lässt, der ist wahrlich geeignet, die Gedanken von meiner Arbeit abzulenken. Den ganzen Tag arbeitet er mit einem alten Diener im Garten, schneidend, begiessend, pflanzend und hegend; es scheint, als wenn unter dem sanften Blick seines Auges, unter dem verständigen Walten seiner Hände Alles mit grösserer Freude emporwächst. Wenn ich mich aus dem Fenster lege, kann ich sein kleines, anmuthiges, von Epheu und Rosen umsponnenes Häuschen mit einer Glasthür nach dem Garten hinaus seitwärts liegen sehen und am frühen Morgen erwarte ich ihn schon, wenn er pünktlich um sechs Uhr aus der Thür tritt, um sein anmuthiges Tagewerk zu beginnen.

Die Frage nach den früheren Lebensschicksalen dieses Mannes beschäftigt meine Gedanken oftmals, und ich ergehe mit dabei in den wundersamsten Vermuthungen, doch keine will mir ausreichend erscheinen. Für eine Militärperson sieht er nicht steif und militärisch genug aus, für einen Geschäftsmann zu poetisch, für einen gewesenen

Beamten nicht trocken, für einen Lehrer nicht pedantisch genug, kurz, kein Stand will mir für ihn passend erscheinen; am geneigtesten bin ich zu glauben, dass er überhaupt niemals einem angehört hat, ein kleines Vermögen besitzt, in seiner Jugend viel reiste und nun mit einem alten Diener und einer ebenso alten Dienerin unter seinen Blumen ein behagliches Junggesellenleben führt.

Bei alledem geht es mit meiner Arbeit frisch vorwärts, mein Geist kehrt nach den anmuthigen Ruhepunkten, welche ich ihm gönne, um so lebhafter zurück, und Frieden und Ruhe ist in mein Gemüth eingekehrt in dieser friedlichen Behausung.



Montag, den 17 April.

„Das ist der Rosenkönig,“ sagte mein Wirth. „Rosenkönig — wie so?“ fragte ich verwundert.

Mein Wirth, Herr Grund, ist ein vortrefflicher drolliger Kauz. Immer beweglich und geschäftig den ganzen Tag, so dass seine Familie und sein Haus dem unruhigen Rentier lange nicht zur Entfaltung seiner Thätigkeit genügt. Auf die ganze Nachbarschaft und noch weiter, wo nur irgend ein Bekannter aufzuspüren ist, erstreckt sich seine unermüdliche Wirksamkeit. Mit Diesem geht er aus, eine Wohnung zu miethen, Jenem vermittelt er einen Miether. Hier besorgt er Einkäufe und Bestellungen bei seinen täglichen Gängen in die Stadt, dort wartet er mit den neuesten Ereignissen des Tages auf. Alle städtischen Angelegenheiten sind ihm geläufig. Soll irgendwo eine neue Strasse angelegt werden — Herr Grund ist bis ins Detail davon unterrichtet; ist Jemand über

die neueste Steuer in Zweifel — Herr Grund weiss darüber gründlichste Auskunft zu geben. Alle Häuser der Nachbarschaft mit ihren guten und schlechten Eigenschaften sind ihm bis ins Kleinste bekannt, er kennt fast jeden Einwohner derselben. Dabei in seiner gutmüthig-freundlichen Manier und dem wahrhaft freudigen Eifer, womit er Alles betreibt, wird er nie lästig, und mir ist seine praktisch-prosaische Weise, in welcher er über Alles denkt und mit welcher er Alles angreift, eine wahre Erquickung, ein erfrischendes gesundes Bad bei all den poetischen Gespinnsten, welche mein Hirn anfüllen.

Aus diesen Gründen war es mir um so überraschender, diesen poetischen Namen von Herrn Grund mit einem solchen Gleichmuth wie eine alltägliche Bezeichnung aussprechen zu hören.

„Rosenkönig — wie so?“ fragte ich verwundert.

„Ja,“ sagte Herr Grund, „so wird er genannt, wegen seiner schönen Rosen. Das

sollten Sie sehen, wenn die blühen. — Ich sage Ihnen, in dem Garten steckt ein Kapital, sage ich Ihnen — ein Kapital. Na — Liebhaberei — der eine so, der andre so. — Das Haus . . .“

„Ein reizendes Haus!“ flocht ich ein.

„Nun ja,“ fuhr Herr Grund fort, indem er gutmüthig lächelte — „romantisch, höchst romantisch, aber ich sage Ihnen, die Zimmer nach vorne heraus — gar nicht zu heizen! Sie glauben nicht, welche Menge Holz der Herr Born im Winter gebraucht — Kollossal!“

Und dabei sprach er das Wort „kollossal“ mit solchem gewichtigen Nachdruck aus, als habe jede einzelne Silbe ein vierspänniges Fuder Klafterholz zu bedeuten.

„Also Born heisst der Rosenkönig eigentlich?“ fragte ich, um Herrn Grund wieder ins Geleise zu bringen.

„Ja, sehen Sie,“ sagte er in einem Tone, der eine längere Auseinandersetzung erwarten liess, „das Haus gehörte früher der alten Frau Räthin Born, der Grossmutter

des Rosenkönigs. Die lebte dort mit ihrer unverheiratheten Tochter. Die haben den Rosenkönig erzogen, denn seine Eltern sind beide früh gestorben. Nun wissen Sie ja — Weibererziehung. — Von dieser Pimpelei machen Sie sich gar keine Vorstellung — grossartig, sage ich Ihnen — grossartig! Mit anderen Kindern kam er gar nicht zusammen, denn das litt die Alte nicht, und die Tochter war noch schlimmer. Ich war damals ein Junge — na, Sie wissen ja, wie Jungens sind — wir sind in gleichem Alter, der Rosenkönig und ich — und mich hielten die beiden Frauenzimmer nun ganz besonders für eine Ausgeburt der Hölle. Freilich band ich ihren Katzen Blasen an den Schwanz und schoss ihre Hunde mit dem Pustrohr und stahl ihnen Sommer für Sommer das beste Obst aus dem Garten, aber den Haupthass hatten sie auf mich geworfen, weil ich den süssen Jungen neckte und quälte, wo ich nur konnte. Ich hatte ihn Pimpelfritze getauft, und wo er sich blicken liess, riefen wir dies hinter ihm her, im Winter warfen

wir ihn mit Schneebällen und im Sommer sogar mit noch schlimmeren Dingen — na, es war Unrecht, aber was thut so ein Junge nicht alles. Na kurz, er wuchs so heran; in die Schule ging er nicht, er hatte Hauslehrer und Gouvernanten, alle vier Wochen eine andere, später auch dies nicht mehr, sondern er studirte allein weiter, wie man sagte. Dann weiss ich einige Zeit nichts mehr von ihm, da ich fortkam in die Kaufmannslehre. Später, als er schon majorenn war und sein bedeutendes mütterliches Vermögen angetreten hatte, lebte er noch immer bei den alten Damen, ebenso eingezogen wie früher. Dann wurde er auf einmal rappelköpfig, man weiss nicht, warum, trat das erste Mal energisch auf gegen die beiden Alten, und es dauerte nicht lange, so reiste er unter Heulen und Wehklagen der beiden Frauenzimmer ab, wie man sagte, nach einer auswärtigen Universität. Dann ist er lange Zeit fort gewesen, später auf Reisen, zuweilen kam er auf einige Tage und besuchte seine Verwandten, aber nie lange, es war,

als wenn es ihm keine Ruhe liesse. Mittlerweile sind dann beide gestorben und einige Jahre, nachdem die Tante begraben war, kam er ganz wieder her, liess dass verfallene Haus wieder herrichten und brachte den verwilderten Garten allmählich in den jetzigen Zustand. Sehen Sie, das ist die Geschichte — doch was stehe ich hier und schwatze, es ist die höchste Zeit, dass ich gehe, ich muss zur Stadt und Möbel kaufen helfen für ein junges Ehepaar — sie ist eine entfernte Cousine meiner Frau — *à propos*, was rauchen Sie da für eine Cigarre — Kostenpunkt? wenn ich fragen darf."

Ich nannte den Preis.

„Hm, hm," sagte er, „es geht an; aber für den Preis will ich Ihnen weit Feineres verschaffen — ich kenne die Quellen. — Warten Sie, heute Nachmittag werde ich Ihnen eine Probe mitbringen. — Exquisit — höchst exquisit! sogar noch etwas billiger. Guten Morgen!" Damit war er zur Thür hinaus.



Sonntag, den 7. Mai.

Wie die Tage so sanft dahinfliessen in Arbeit und Musse, in angestrengtem Denken und müssigem Sinnen und allerlei kleinen Thätigkeiten. Ich hatte von jeher eine Gabe, am Kleinleben der Natur, an dem Walten und Treiben um mich her mich zu vergnügen und dann mit erfrischten Kräften an meine Arbeit zurückzukehren. Die Fliege, die über mein Blatt spaziert, beobachte ich mit Interesse, macht sie einmal einen Punkt in meine besten Satzconstructionen, wo kaum ein Komma am Platze wäre; die Spinne, die am Fenster ihr Netz baut, der Schmetterling, der vorüberfliegt, die Biene, welche zufällig ins Zimmer summt, der Vogel, der draussen auf dem Zweig vor meinem Fenster concertirt, alle finden in mir einen harmlosen Bewunderer ihrer Schönheiten, Fähigkeiten und Talente. Eine Rosenranke, welche vor meinem Fenster im leisen Winde zittert

und schwankt und nun schon mit fast voll entwickelten Blättern prangt, war mir eine Fundgrube der Beobachtung und ist es noch in ihrer fortschreitenden Entfaltung. Den Rosenkönig aber betrachte ich als meinen Hofgärtner, sein Garten ist eigentlich auch meiner; soweit ich ihn übersehen kann, kenne ich ihn fast ebenso gut als er, dass heisst von aussen, was für ihn damit verwachsen ist, kenne ich natürlich nicht.

Es ist nun aber auch Mai, und zwar ein rechter Mai von Gottes Gnaden. Das ist nicht der ungezogene Range, der mit Schnee und Hagel unter die duftenden Blüthen wirft und wild zerzaust, was er eben erst aus schüchterner Knospe gelockt, das ist nicht der launige Schlingel, der verdrossen umherrumort bei grauem, langweiligem Himmel, der sich beträgt wie ein unartiger Schulknabe, dass man ihn möchte am Ohre nehmen und ausrufen: „Junge, was unterstehst Du dich!“ Nein, das ist der lächelnde, rosige Genius mit wallenden Locken, mit dem Gesicht wie Sonnenschein, der Zauberer, aus

dessen Fusstapfen Blumen spriessen, bei dessen mildem Blick Flur, Berg und Wald ergrünen, blühen und klingen in heller Luft, im freudigen Gefühle des jungen Seins. Im Triumph kommt er gezogen unter blauem Baldachin mit schimmernden weissen Wolken, mit seinen Dienern, Sonnenschein und mildem Regen, mit seinen gefiederten Hofsängern und seinen zierlichen Pagen, den Schmetterlingen.

Seiner Majestät des Königs Mai erste Sängerin, Frau Nachtigall, ist nach längerem Urlaub aus Afrika zurückgekehrt. Gestern Abend war wieder grosse Soiree und es dauerte fast die ganze Nacht. Der Mond und alle Sterne waren zugegen, und die grossen alten Bäume, sowie die kleinsten Büsche standen ganz stille da, und horchten mit allen Blättern, um keine Note zu verlieren. Selbst die grossen dummen Tulpen rührten sich nicht und standen still im Mondschein auf ihren langen Stengeln. Es war ein Solo mit Brummstimmen; diese wurden von den Maikäfern ausgeführt, welche

um den blühenden Kirschbaum summten, der nahe bei meinem Fenster steht, wo ich die Fremdenloge inne hatte. Frau Nachtigall aber sass auf dem weissleuchtenden Zweige, nahe vor mir, und sang und sang und schmetterte, als wollte sie sich die kleine Seele aus der Brust singen. Gern hätte ich der Künstlerin meinen allerhöchsten Beifall kundgethan, allein, da ich dies nicht auf menschliche Weise äussern konnte durch erhebliches Klatschen und einiges Brava-bravissima-Gebrülle, aus Furcht, das Zartgefühl der Sängerin zu verletzen, so enthielt ich mich dessen, schloss später leise das Fenster und liess mich in Schlaf singen. Daher kann ich über den Schluss des Concerts nur sagen, dass es am Morgen entweder schon wieder angefangen hatte oder noch gar nicht zu Ende war.

An diesem Morgen habe ich eine liebliche Entdeckung gemacht. Ueber den Garten des Rosenkönigs hinweg kann ich in den benachbarten sehen, welcher, da das Terrain nach dorthin etwas ansteigt,

höher gelegen ist und durch eine nicht sehr hohe, aber dichte lebende Hecke abgeschlossen wird. Zuweilen hatte ich wohl arbeitende Leute darin bemerkt, auch eine alte Dame von freundlichem Aussehen, aber heute morgen in der Frühe, als selbst der Rosenkönig noch nicht im Garten war und ich ahnungslos hinaussah, bemerkte ich dort ein junges Mädchen. Nur der braune Lockenkopf war mir im Anfang sichtbar, da sie sich dicht hinter der Hecke befand; aber bald trat sie weiter in den Sonnenschein hinaus, und nun konnte ich die anmuthige Gestalt in dem hellen Sommerkleide bewundern, wie sie mit dem Gebahren eines Menschen, der nach längerer Abwesenheit heimkehrt, in den Steigen umherging, Alles mit Interesse betrachtend. Hier und dort verweilte sie und beugte sich zu einer Blume nieder, dass die Locken über das rosige Gesicht fielen, dann stand sie einmal und spähte einer Grasmücke empor, die ihr Morgenlied im Wipfel eines Baumes sang, bis endlich die Glas-

thür des Rosenkönigs klang, und sie schnell zu einer entfernteren Stelle der Hecke lief, wo dieselbe sehr niedrig war. Dort stand sie und lachte und winkte dem Rosenkönig.

Der freundliche Mann begrüsste sie mit vergnügtem Gesicht und reichte ihr die Hand über die Hecke. Dann standen die Beiden dort längere Zeit und sprachen miteinander; ich konnte wegen der Entfernung nichts verstehen, nur den melodischen Klang ihrer Stimme vernahm ich. Dann nahm sie Abschied und ging dem Hause zu. Ich schaute der leichten Gestalt nach, so lange ich sie erblicken konnte, dann sah ich dem Rosenkönig nach, wie er friedlich und still durch seinen Garten schritt; dann ging ich an meine Arbeit zurück und betrachtete nachdenklich die Papiere und Bücher, welche auf meinem Tische ausgebreitet waren; ich betrachtete sie mit einem gewissen Mitleiden, denn es fing in mir an zu dämmern, dass dies neue Object, welches in den Kreis meiner Beobachtungen getreten war, mehr als alle

anderen geeignet sei, der Beschäftigung mit diesen Dingen eine gefährliche Concurrenz zu machen.



Sonntag, den 21. Mai.

Trotz der angestrengtesten Beobachtungen habe ich meine Nachbarin in diesen Tagen nur flüchtig gesehen, wenn sie durch den Garten ging zu einer Laube, deren entsetzlich dichte Zweige nicht das Geringste von ihr blicken lassen. Dort arbeitet sie gewiss, wie ich aus Büchern und Heften schloss, welche sie trug. Heute aber, als ich von meinem Morgenspaziergange nach Hause kam, verwünschte ich mein unzeitiges Davonlaufen, denn gerade als ich aus dem Fenster sah, ging sie im Garten des Rosenkönigs an dessen Seite dem Hause zu. Sie blieben noch einmal bei einer Blume stehen,

sprachen zusammen, und der Rosenkönig pflückte sie galant und überreichte sie mit einer Verbeugung. Dann gingen sie zusammen in das Haus, und ich stand da und hatte das Nachsehen. Aber an diesem Tage sollte ich doch noch Glück haben und zwar ein grosses, denn es war mir vergönnt, die Bekanntschaft des Rosenkönigs zu machen. Das vermittelte die schwankende Rosenranke vor meinem Fenster.

Ich sass ganz vertieft bei meiner Arbeit, so dass ich sogar das Hinüberspähen zum Nachbargarten vergessen hatte; da ward mit einem Male ein Geräusch vor meinem Fenster, als würde eine Leiter angelegt, und es fing an langsam und bedächtig hinaufzusteigen. Ich sah schnell hinaus und dem Rosenkönig gerade ins Gesicht, denn er stand neben meinem Fenster auf der Leiter und hatte seine Hand nach der widerspenstigen Rosenranke ausgestreckt, welche schon so lange vor meinem Fenster geschwankt hatte.

„Guten Morgen,“ sagte er, indem er über mein verlegenes Gesicht lächelte.

„Guten Morgen," sagte ich und wollte mich schnell wieder zurückziehen, als der Rosenkönig fortfuhr: „Ich möchte die Rosenranke anbinden."

„Bitte, lassen Sie sie frei," bat ich nun, „ich habe mich so an sie gewöhnt, dass ich sie entbehren würde . . . nun bekommt sie auch schon Knospen . . . es wird hübsch sein, wenn mir die blühenden Rosen ins Fenster nicken."

„Sie lieben die Rosen?" fragte er, und liess die Ranke fahren, welche er bereits ergriffen hatte. „Vor allen Blumen," war meine Antwort.

Der Rosenkönig liess einen Blick über seinen Garten gleiten, dann fragte er:

„Möchten Sie meinen Garten wohl einmal ansehen? Es ist noch nicht seine Zeit, aber vielleicht macht es Ihnen doch Vergnügen."

„Sehr gern," war meine erfreute Antwort, und ich muss bekennen, dass in dem Augenblicke der Gedanke wie eine duftende Rose in mir aufblühte, auf diese Weise viel-

leicht meine schöne Nachbarin kennen zu lernen. Ich wollte mich anschicken, der Einladung sofort nachzukommen, aber der Rosenkönig rief mich zurück: „Machen Sie keine Umstände, lieber Herr . . .“ „Walter, Heinrich Walter,“ schob ich ein . . . „machen Sie keine Umstände, lieber Herr Walter; mancher junge Mann ist schon auf der Leiter durchs Fenster zu einer Rose hinaufgestiegen, so können Sie auch einmal auf demselben Wege zu den Rosen hinuntersteigen.“

Damit war er hinabgeklettert, hatte die Leiter umgedreht und an mein Fenster gelegt. Während ich hinabstieg, spähte ich in den Nachbargarten hinüber, allein dort liess sich Niemand sehen.

Dann gingen wir durch den sonnbeschienenen Garten, und nun erst lernte ich alle seine Schönheit kennen und schätzen. Er war ein Kunstwerk in seiner Art. Nirgends drängte sich etwas störend vor, Alles erschien an seinem Platze in vollendeter Harmonie, niemals war der Natur ein Zwang angethan, sondern Alles schien von

selber freudig hervorgewachsen in geregelter Schönheit. —

Wir sprachen mancherlei von Blumen und Bäumen. Der Rosenkönig pflückte im Vorübergehen hier ein gelbes Blatt weg, dort nahm er eine Raupe vom Zweig oder entfernte eine verwelkte Blüthe. Sein alter Diener arbeitete in einem Steige; dem flüsterte er einige Worte ins Ohr, und wir begaben uns dann in das Ende des Gartens, wo wir uns in einer grünenden Rosenlaube niederliessen.

Der Diener kam bald und brachte Wein und ein einfaches Frühstück und entfernte sich wieder, indem er mich mit einem sonderbar prüfenden Blick von oben bis unten mass und dann mit leisem Kopfschütteln fortging. Er war es jedenfalls nicht gewohnt, derartige Besuche bei seinem Herrn zu sehen.

Wir hatten aber Beide wohl Behagen aneinander, denn der Rosenkönig schaute mich oft mit freundlichen Blicken an, und mir gefiel der alte Herr ganz ausnehmend, ebenso wie sein vortrefflicher Wein.

„*Château la rose*,“ sagte ich, indem ich auf das Etiquette der Flasche deutete. Er lächelte und antwortete: „Ist es nicht eine brave Rose von Duft und Farbe und blüht zu jeder Jahreszeit?“

„Möge es mir vergönnt sein,“ erwiederte ich, „den Duft dieser Rose dem Wohle des Beherrschers aller Rosen, dem Rosenkönig, zu weihen!“ Damit trank ich mein Glas aus.

„Kennen Sie diesen Namen auch schon?“ fragte er vergnügt, „gewiss Herr Grund . . .“

„Natürlich Herr Grund,“ sagte ich schnell, „er hat mir sogar Ihre ganze Lebensgeschichte erzählt.“

„So . .?“ sagte der Rosenkönig gedehnt, sah mich mit einem eigenthümlichen Seitenblick forschend an und versank einen Augenblick in Nachdenken.

Ich glaubte etwas Unpassendes gesagt zu haben und mühte mich verzweifelt, ein anderes Gesprächsthema einzuschlagen; es wollte mir aber nicht das Geringste einfallen, wie es wohl in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt.

Der Rosenkönig riss mich aus dieser Verlegenheit, indem er, aus seinem Nachdenken wieder auftauchend, das Gespräch auf andere Dinge lenkte.

„Wie wäre es," sprach er am Schluss, wenn wir gute Nachbarschaft mit einander hielten. — Ich habe wenig Umgang und sehne mich oft nach einem anregenden Gespräch über ernsthafte und nicht ernsthafte Dinge. Sie gefielen mir gleich und ich will wünschen, dass wir gute Freunde werden."

Ich sprach meine äusserste Zufriedenheit über seinen Vorschlag aus und erzählte ihm nun von meinen Beobachtungen und dem Interesse, welches ich von vornherein für ihn gehegt hatte.

Es war ein wunderschöner Morgen. Die Sonne flimmerte durch das Blattwerk auf das weisse Tischtuch, glühte in dem rother Wein und malte rosige Schatten desselben auf den Tisch; im Gebüsch neben uns jubelte eine Nachtigall wie berauscht vom Dufte der Frühlingsblumen. Der Rosenkönig hörte, bald lächelnd, bald ernsthaft, auf

meine Ergiessungen und nickte freundlich mit seinem weissen, von Sonnenlichtern umspielten Haupte.

Dann machten wir noch einen Gang durch den Garten. Als wir an die Leiter kamen, verabschiedete ich mich und stieg wieder in mein stilles Zimmer hinauf. Fast oben angelangt, hörte ich ein fröhliches Lachen; ich schaute mich schnell um, sah eben noch das helle Kleid meiner schönen Nachbarin in ihrem Garten hinter dem Gebüsch verschwinden. Vergeblich lag ich auf der Lauer, sie erschien an diesem schönen Morgen nicht wieder. Auch der Rosenkönig und sein Diener waren ins Haus gegangen, und die Nachtigall, die kleinen zwitschernden Vögel und die Schmetterlinge hatten das Reich in den blühenden Gärten.



Sonntag, den 28. Mai.

Ich muss bekennen, dass in dieser Zeit die gefürchtete Concurrenz eintritt, welche die Beobachtung meiner schönen Nachbarin auf meine Arbeit ausübt. Mein Fenster ist zum Observatorium geworden, von welchem aus ich die Bahnen dieses einzig leuchtenden Sternes beobachte; es ist der Festungsthurm von dessen Zinne ich über das Verhalten meiner schönen Feindin wache, und heute bemerke ich mit einigen Gewissensbissen, dass sich wirklicher sichtbarer Staub auf meinen sonst alltäglich gebrauchten Büchern gesammelt hat.

Wenn ich mich nach langem Spähen überzeugt habe, dass kein Atom ihres Kleides in der Nähe zu bemerken ist, und ich mich endlich mit kräftigem Entschlusse an meinen Arbeitstisch wende, da schauen mich die Bücher und Hefte so langweilig und schweinsledern an, das Papier hat so eine nüchterne Weisse, die Tinte eine so nichts-

sagende Schwärze, und der Gedanke, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen, so etwas Staubiges und Lähmendes, dass es mir Ueberwindung kostet, nur die Feder in die Hand zu nehmen. Ich versuche meine Gedanken zu sammeln, tauche die Feder ein und beginne zu schreiben. Ein paar Worte... ein beobachtender Blick durchs Fenster... nun habe ich den Zusammenhang verloren. Ich strenge meine Gedanken an und will fortfahren zu arbeiten, da zuckt es mir in den Fingern, ihren Namen zu schreiben. Ich fange an auf einem Blatt Papier höchst zierlich und künstlich den Namen „Marie" zu malen, denn diesen habe ich schon mit Schlauheit Herrn Grund abgelockt. Es gewährt mir eine gewisse Befriedigung, jedoch nicht lange; endlich komme ich zu dem Schluss, dass ich nicht zum Arbeiten aufgelegt sei, ergreife rasch meinen Hut und suche mein Heil in einem Spaziergange.

Doch auch hier finde ich keine Ruhe. Wo ich nur in der Ferne ein Band auf einem Mädchenhute flattern sehe — sie trägt

so allerliebste braune Bänder —, pocht mir das Herz und ich muss mich überzeugen, ob sie es nicht wirklich ist; wo nur irgend ein weibliches Wesen durch Gang, Kleidung oder irgend Etwas an sie erinnert, glaube ich sie zu sehen. Einmal ging eine Dame vor mir her, ganz wie sie gekleidet, es schien mir auch der Gang zu sein, und über den kurzen dunklen Locken flatterte das schmale braune Band, so dass ich meine Schritte beschleunigte, um sie einzuholen. Da blickte ich aber in ein so hässliches, ältliches, gelbliches Gesicht, dass ich für kurze Zeit von meinen Visionen geheilt war, aber nur für kurze Zeit. Einmal ist sie mir wirklich begegnet, dicht bei ihrem Hause, als ich gerade nachsinnend vor mich hin sah und an Allerlei und Garnichts dachte. Aufschauend, begegnete ich flüchtig dem Blicke ihrer freundlichen braunen Augen, so dass ich vor Ueberraschung ganz roth wurde, und vorüber war sie.

Montag, den 29. Mai.

Die ganze Geschichte kommt aber eigentlich davon, dass neulich Mädchengesellschaft beim Rosenkönig war, eine ordentliche richtige Mädchengesellschaft. Schon den ganzen Tag hatte ich eine eigenthümliche Aufregung auf meinem Beobachtungsfelde bemerkt. Der alte Diener und seine Genossin hatten häufig Besprechungen mit dem Rosenkönig, und dieser selbst war in einer nicht gewöhnlichen Aufregung und schnitt schon am frühen Morgen mit einer Hartherzigkeit, welche ich ihm gar nicht zugetraut hatte, Körbe voll seiner schönsten Blumen ab und trug sie ins Haus. Als er damit fertig schien und eben wieder geschäftig den Gartensteig an der Hecke herunterging, hörte ich plötzlich die liebliche Stimme, und meine schöne Nachbarin mit ihrer Mutter erschien im Nachbargarten. Es entstand ein Gespräch über die Hecke hinweg, über dessen Inhalt ich natürlich

nicht zu berichten im Stande bin. Der Rosenkönig hielt eine längere Rede, welche, wie es mir schien, sehr herzlicher Natur war, indem er fortwährend die kleine Hand des jungen Mädchens in der seinigen hielt und sie sanft schüttelte. Jetzt — ich traute meinen Augen kaum — jetzt beugte sich Marie über die Hecke zum Rosenkönig, dass die braunen Locken ihr über das Gesicht fielen und sich mit seinem weissen Haar vermischten, und gab ihm einen Kuss; und ob ich es zugleich auch als eine Thorheit fühlte, so war ich doch in dem Augenblicke eifersüchtig auf den Mann, dem ein so süsses Geschenk zu Theil wurde. Die alte Dame hatte freundlich lächelnd dabei gestanden und schien jetzt den Rosenkönig einzuladen, in den Garten zu kommen, denn er ging ins Haus und bald darauf sah ich ihn zwischen den beiden Damen im Garten auf und nieder gehen.

Plötzlich klopfte es an meine Thür, und herein trat Herr Grund, aufgeräumt und lebhaft wie immer. Dergleichen Morgen-

besuche pflegte er mir von Zeit zu Zeit zu machen, und ohne es zu wollen, wurde ich dann über alle städtischen und nachbarlichen Verhältnisse aufgeklärt. Die Gespräche des Herrn Grund fingen dem Inhalte nach piano an über das Wetter; dann pflegte er in einem langsamen Crescendo zu wichtigeren Sachen überzugehen, sich eine Zeitlang auf der Höhe des Forte zu halten und dann plötzlich abzuschnappen, indem ihm ein sehr wichtiges Geschäft einfiel, welches nicht versäumt werden durfte.

„Vorzügliche Witterung! ganz vorzügliches Maiwetter! — Ich will ihnen aber Etwas sagen, Herr Walter, — es taugt nichts! Mai kühl und nass, füllt dem Bauer Scheuer und Fass! Altes Sprichwort — hat aber sein Wahres. Sie sollen sehen, wir bekommen einen kalten Sommer — gerade wie vor drei Jahren. Da war's eben so: Vorzüglicher Mai, und nachher war es alle — rein alle. — Einheizen im Juni und dergleichen: denken Sie, was ich gesagt habe!" —

„Wir wollen es nicht hoffen," fügte ich ein.

„Ja!" sagte Herr Grund mit schlauer Miene, indem er die Achseln zuckte, als bedaure er sehr, den Gang der Natur nicht ändern zu können, „was kommt, das kommt!"

Unvermögend, diese unzweifelhafte, unumstössliche Wahrheit anzutasten, bestätigte ich lächelnd, dass daran nicht zu zweifeln sei.

„Nicht wahr, Herr Walter?" sagte Herr Grund, „das ist mein Spruch; ich bin so eine Art Philosoph und nehme Alles, wie es kommt. Jeder muss sehen, wie er das Leben verdaut.

Mir war eigentlich Herrn Grunds Gegenwart höchst fatal, denn er hinderte mich an meinen Beobachtungen. Ich sann eben nach über einen Auftrag, um ihn los zu werden, denn nichts konnte ihn mehr entzücken, als wenn man ihn mit Etwas beauftragte, und dabei sich an seine grössere Erfahrung und Einsicht wendete. Eine solche Angelegenheit liess ihm dann keinen Augenblick Ruhe

und brachte ihn sofort zum Verschwinden. Ich war noch zu keinem Resultat gekommen, da ward seine Aufmerksamkeit von seinen fortgesetzten Erörterungen über seine Lebensphilosophie durch ein helles, freudiges Mädchenlachen auf den Nebengarten gelenkt. Das liebliche Kind hatte dem Rosenkönig einen Kranz von rothen und weissen Rosen aufgesetzt und stand vor ihm, der gutmüthig lächelte und sich von der kleinen Fee hin und her drehen und bewundern liess.

„Haha!“ sagte Herr Grund, „wissen Sie wohl, dass heute dort Geburtstag ist? Marie Werner, die kleine Hexe, wie sie mit dem Alten schäkert. Der Kranz ist gewiss von ihm, denn er hat wunderschöne Rosen in seinem Glashause, das ganze Jahr hindurch.“

„Die hat er mir ja gar nicht gezeigt,“ fuhr ich heraus.

Herrn Grunds Augen vergrösserten sich vor Erstaunen, er sah mich starr an und rief dann: „Was! Mensch! . . . bitte tausendmal um Entschuldigung — Herr Walter,

wollte ich sagen — Sie waren beim Rosenkönig!?“

„Nun warum denn nicht? er lud mich ein, und da bin ich auf einer Leiter in den Garten gestiegen.“

„Einen Stuhl!“ — rief Herr Grund in komischem Entsetzen und sank in meinen Lehnstuhl. „Unerhört! — Auf einer Leiter — in den Garten gestiegen! Die Welt geht unter!“

„Kommen Sie zu sich, Herr Grund!“ sagte ich lächelnd, „was ist denn so Wunderbares dabei?

„Was, nicht wunderbar?“ fragte er, als sei ihm eine persönliche Beleidigung geschehen, und setzte sich aufrecht hin, mich ansehend und seine Worte mit energischen Schlägen auf die Stuhllehne begleitend. „Wissen Sie wohl, dass der Rosenkönig, so lange er hier wohnt, gar keinen Umgang hat, ausser mit den beiden Damen nebenan, einigen Kindern in der Umgegend, und mit mir, der ich ihm manchmal Rathschläge gebe in Geldangelegenheiten oder dergleichen — denn er giebt etwas auf meinen

Rath“ — hierbei sah Herr Grund sehr stolz aus — „wissen Sie wohl, dass ich selber in dieser Zeit niemals in dem Garten gewesen bin, denn er hat mich nicht aufgefordert — und ich frage Sie, ob es nicht wunderbar ist?!“ Dann sah er mich von oben bis unten prüfend an, als wollte er dasjenige an mir entdecken, was den Rosenkönig zu dieser unerhörten Ausnahme bewogen haben könne. Er schien es nicht finden zu können, denn von der Seltsamkeit dieser Geschichte scheinbar übermannt, rief er vor sich hin: „Donnerwetter!“ lehnte sich energisch in den Stuhl zurück, drehte die Daumen übereinander und schien tief nachzudenken.

„Das muss ich doch gleich meiner Frau erzählen! Guten Morgen!“ fuhr er plötzlich auf und wollte hinaus. Jetzt war aber mir daran gelegen, ihn zurückzuhalten, denn meine Neugier war rege gemacht, und ausserdem waren auch die Nachbarn ins Haus zurückgegangen.

„Bleiben Sie doch noch, Herr Grund!“ rief ich und drückte ihn auf den Stuhl zurück,

„und erzählen Sie mir, wie es kommt, dass unser Nachbar sich so von allem Umgang abschliesst!“

„Weiss ich es?“ antwortete er, „er findet am Ende kein Vergnügen daran — ich hielte es nicht aus, das ist gewiss!“

„Wohnen die Damen schon lange dort?“ fragte ich, um Herrn Grund in ein Lieblingsgeleise zu bringen.

„Ja, sehen Sie, Herr Walter,“ begann er, „der selige Medicinalrath Trautmann, der Vater von Marie Werners Mutter, wohnte schon dort, als ich geboren ward, und die Anna Trautmann ist in einem Alter mit dem Rosenkönig, vielleicht ein paar Jahre jünger. Es war einige Zeit vor der Verheirathung der Anna Trautmann mit dem Doctor Werner, als der Rosenkönig so plötzlich auf die Universität ging. Na, der Medicinalrath war damals ein alter Mann und der junge Doctor Werner setzte sich ganz warm in seine gute Praxis hinein, und da er ein tüchtiger Arzt und liebenswürdiger Mann war, so hatte er bald eben solche Beliebtheit

erreicht, wie der Alte. Sie hatten lange keine Kinder, bis ihnen endlich die Marie geboren wurde. Der alte Grossvater hat es noch erlebt, doch kurze Zeit darauf starb er, und als die Marie zehn Jahre alt war, starb auch der Doctor Werner. Drei Jahre später kam auch der Rosenkönig wieder und seit der Zeit, es sind jetzt sechs Jahre, habe ich niemals bemerkt, dass er mit Jemand umgegangen wäre, ausser mit den beiden Damen, oder mit meiner Wenigkeit, denn, wie schon gesagt, er giebt etwas auf meinen Rath!"

„Ja —" sagte Herr Grund darauf gedehnt, nachdem er eine Zeit lang schweigend in den Garten geschaut hatte, „heute macht er aber eine Ausnahme, wie allemal an diesem Tage — heute ist Mädchengesellschaft bei ihm."

Die Reihe zu staunen war jetzt an mir. „Aber, Herr Grund, Mädchengesellschaft beim Rosenkönig, das ist ja unglaublich nach Allem, was Sie von ihm erzählt haben!"

„Unglaublich, aber wahr!“ sagte Herr Grund mit einer Miene triumphirender Ueberlegenheit. „Warum auch nicht?“ fuhr er geheimnissvoll fort, „das thut er Alles der kleinen Marie Werner, deren Geburtstag ist, zu Liebe, die kann mit ihm macher was sie will. Glauben Sie mir, das wird noch einmal etwas, es wird! — denken Sie später daran, wenn es so weit kommt, dass ich gesagt habe, es wird!“

„Aber, Herr Grund,“ rief ich lachend, „Sie sprechen in Hieroglyphen, was soll so weit kommen? was wird?“

Herr Grund beugte sich mit geheimniss-schwangerer Miene ganz zu mir herüber und mit gedämpfter Stimme, die kleinen gutmüthig schlauen Augen fest auf meine gerichtet, sprach er: „Der Rosenkönig und Marie Werner . . . Verstehen Sie?“

„Sie meinen doch wohl keine Heirath?“ fragte ich lachend, denn Herr Grund schien mir sehr auf falscher Fährte zu sein.

„Lachen Sie nicht, junger Mann! Es sind schon ganz andere Fälle vorgekommen.

Der Rosenkönig ist trotz seiner weissen Haare ein Mann in seinen besten Jahren, zwischen vierzig und fünfzig, reich ist er auch, und Marie Werner hat nicht viel — er hat sie gern — sie hat ihn gern — denken Sie daran, dass ich gesagt habe — es wird!"

„Doch ich sitze hier und sitze und habe noch so ausserordentlich viel zu thun, was war es denn doch — hm — für die Fräulein Thomann einen Schinken zu besorgen — Herrn Florenz Bericht zu erstatten über das Haus, welches er zu kaufen beabsichtigt — die Noten für die junge Frau Florenz — ich habe keinen Augenblick Zeit. Guten Morgen, Herr Walter. — Na, was meine Frau sagen wird — durch das Fenster auf einer Leiter — unerhört! — Guten Morgen!" —

Und die Gesellschaft fand wirklich statt. Ich hatte beschlossen, nicht zu Hause zu sein, um Alles ungestörter beobachten zu können. Meine Vorhänge waren halb herniedergelassen und von meinen Blumen ein

Lugaus gebaut, der mich verbarg, ohne mich am Sehen zu hindern.

Da dies sonst nur geschah, wenn ich ausgegangen war, so fühlte ich mich ziemlich sicher.

Es war ein wunderbarer Abend. Die Zeit der Fliederblüthe war eben angebrochen und die Gärten lagen mit ihren violetten und weissen Blüthengebüschen wie in einer Atmosphäre von Duft in der milden Abendsonne. Die Blätter rührten sich nicht, und in das selige Schweigen jubelte die Nachtigall zuweilen hinein. In der friedlichen Stille klangen lieblich die Stimmen und das silberne Lachen der Mädchen, die in ihren hellen Gewändern zwischen Blumen und Grün sich gar anmuthig ausnahmen. Sie waren alle vom Rosenkönig mit Rosen geschmückt, die sie ins Haar geflochten hatten; Marie Werner aber trug einen Kranz von jenen blassrosig angehauchten Rosen, welche man „erröthendes Mädchen" genannt hat. Sie war doch die schönste von Allen, und wenn auch jene schlanke, majestätische Figur mit brünettem

Teint, den dunklen, schwermüthigen Augen und der gelben Rose im blauschwarzen Haar, oder jene niedliche, bewegliche Blonde mit einem Angesicht wie lauter Sonnenschein und einem herzerfrischenden, silbertönigen Lachen, ihr den Rang streitig zu machen suchten, so hafteten doch meine Augen nur auf der elastischen, sanftgerundeten Gestalt, die kindliche Anmuth und jungfräuliche Würde so reizend in ihrem Wesen vereinigte.

Den Rosenkönig musste man sehen zwischen der Mädchenschaar, wie sie ihm schmeichelten, und wie er sich verbeugte, mit Dieser scherzte und sich mit Jener neckte, wie er dann mit der Frau Werner behaglich im Garten auf und nieder wandelte, während die Mädchen in geschäftiger Hast eine lange Blumenguirlande wanden, mit welcher sie ihn ganz bewickelten, dass er mit flehenden Händen um Schonung bat. Wie er dann am Tische, der auf einem freien Platze zwischen blühenden Gebüschen gedeckt war, den Vorsitz führte zwischen Frau Werner und dem Geburtstagskinde

und Reden hielt und Toaste ausbrachte, und wie sein Gesicht vor Vergnügen strahlte. — Doch auch dieser Abend nahm ein Ende und die Dämmerung lagerte sich zwischen den Büschen. Die fröhliche Gesellschaft brach auf, da es kühl ward, und zog sich in die Zimmer zurück. Verlassen lag der duftende Garten; die beiden alten Diener hantierten noch eine Weile am Tische, welchen sie abdeckten und hinein trugen, und dann war alles still. Der Mond stieg zwischen den Bäumen auf, und sein mildes Licht floss um die blühenden Büsche und senkte hier tiefen Schatten auf die Steige, während sie dort in hellem Lichte lagen. Vom Hause des Rosenkönigs her tönte Musik und Gesang einer anmuthigen Stimme.

Ich schaute auf den Steig hernieder; da lag eine weisse Rose — ich hatte gesehen, wie Marie sie verloren hatte.

Leise wie ein Dieb stieg ich aus meinem Fenster und kletterte vorsichtig an dem starken Rosenspalier hinunter. Mein Herz

klopfte hörbar, wenn ich nach dem Hause herüber lauschte, ich fuhr bei jedem lauteren Geräusch, welches ich verursachte, zusammen, allein ich erlangte glücklich meine Beute, die Rose, und erreichte damit unbemerkt mein sicheres Fenster.

Ich drückte meinen Schatz an die Lippen — und lange nachdem in des Rosenkönigs Haus Alles still und stumm geworden war, lag ich noch im Fenster und schaute träumend hinaus in die schweigende Nacht.



**Freitag, den 2. Juni.**

„Thorheit!“ rief ich aus nach einem längeren Nachdenken, „Thorheit! Es ist ja ganz unmöglich.“ Es war einige Tage nach dem Geburtstage und ich dachte über die geheimnissvollen Andeutungen des Herrn Grund nach, auf welche ich eigentlich wenig

Werth gelegt hatte, da ich wusste, dass dergleichen gewagte Combinationen zu den Lieblingsunterhaltungen seines flüchtigen Geistes gehörten. Wenn ich mir das Verhalten des Rosenkönigs vergegenwärtigte, seine väterliche Zärtlichkeit und sein trotzdem gemessenes Wesen dem jungen Mädchen gegenüber; wenn ich den Unterschied des Alters bedenke — dies graue Haupt und dieser dunkle, schelmische Lockenkopf — nein, das kann und will ich nicht glauben.

Seit dem Geburtstage bis heute ist aber schon eine kleine Zeit verflossen, und alle die Unruhe und Pein, welche ich vorhin zu schildern versuchte, ist über mich gekommen und hat sich ganz meiner bemächtigt. Und dazu dieser Frühling, diese lachenden Tage, diese singende Welt, diese strahlenden Morgen, diese sonnigen Tage, diese seligen Abende. Soll Herrn Grunds Prophezeihung des kalten Juni eintreten, so muss es bald geschehen, denn er hat bereits angefangen und seine Tage überstrahlen noch den Mai an Pracht und Schönheit.

Mit dem Rosenkönig bin ich nun bekannter geworden und ich bringe manche Stunde bei ihm in seinem Garten zu. Doch alles Spähen in den Nachbargarten ist vergebens, denn wie ein dämonisches Geschick waltet es über mir, dass Marie niemals im Garten ist, wenn ich den Rosenkönig besuche. Nur einmal, als der Rosenkönig in der Nähe des Hauses beschäftigt war, und ich nachdenklich an der Hecke des Nachbargartens entlang durch den Garten wanderte, hörte ich dort ein leises Geräusch, als wenn man Blätter eines Buches umschlägt; ich spähte durch eine Lücke der Hecke und erschrak fast, denn nahe vor mir auf einer Bank sass Marie, so eifrig in einem Buche lesend, dass sie mein Nahen auf dem weichen Sande des Steiges gar nicht vernommen hatte.

Es war ein liebliches Bild; die junge, helle Mädchengestalt in grünem Rahmen, die Wangen von der Erregung des Gelesenen leicht geröthet. Mit klopfendem Herzen, aus Furcht, sie möge aufschauen und den Lauscher bemerken, stand ich dort, kein

Auge verwendend. Ich hätte viel darum gegeben, hätte ich den Titel des Buches gewusst, und zitterte fast, es möchte einer jener albernen Frauenromane sein, die den Geschmack an wahrer Dichtung und wahrer Poesie bei manchem jungen Mädchen so gründlich verderben. — Da wandte sie plötzlich das Buch etwas, und ich las den Titel auf dem Einband: „Uhland." Fast hätte ich meiner Freude einen lauten Ausdruck gegeben — Uhland, mein Lieblingsdichter! Und sie sass dort mit freudig erregtem Ausdruck und las die klaren, einfältigen Verse dieses liebenswürdigsten aller deutschen Dichter. Denn Uhlands Dichtungen zeigen, wie keine anderen, eine wahre poetische Einfalt, frei von Künstelei und wucherndem Prunk, es ist die verklärte Sprache eines edlen, warmen, deutschen Herzens, und darum ist er auch ein Dichter des Volkes geworden, wie kein anderer.

Noch stand ich so im Anschauen verloren, da rief der Rosenkönig oben im Garten meinen Namen. Das junge Mädchen

horchte auf, und da ich mich durch ein unwillkürliches Geräusch verrieth, fielen plötzlich ihre Augen auf mich, und ich sah, wie sie erschrak und roth ward. Ich erröthete ebenfalls, beschämt über meine Indiskretion, bis über die Ohren, und ohne mich zu entschuldigen, benutzte ich die Gelegenheit, einem zweiten Rufe des Rosenkönigs folgend, mich schleunigst auf den Rückzug zu begeben. In diesem Augenblick kam ich mir unaussprechlich jämmerlich vor und hatte eine so elende Empfindung, dass ich es kaum beschreiben kann. Aber dieses betrübte Gefühl ward doch zuweilen ganz wonnig durchleuchtet von Strahlen eines stillen Glückes, so dass es in meinem Gemüthe aussah wie Regen und Sonnenschein.



Montag, den 12. Juni.

Sonnenschein und Regen; gestern war es noch heller Sonnenschein, nur zuweilen fuhren Wolkenschatten daher, und am Abend ging die Sonne in einem majestätisch aufgethürmten Gebirge von Wolken unter. Heute rieselte der Regen eben und gleichmässig vom Himmel; Blumen, Bäume und Sträucher hielten dankbar und still ihre Blätter hin und tranken. Am Vormittage kam der alte Diener des Rosenkönigs und brachte mir eine Einladung zum Mittagessen. Ich war froh darüber, denn ich war noch nie in seinem Hause gewesen und freute mich darauf, den mir so lieb gewordenen Mann in seiner Häuslichkeit kennen zu lernen. Da ich gebeten war, möglichst früh zu kommen, so beeilte ich mich mit meinen Arbeiten, von welchen mich heute kein nothwendiges Spioniren, wohl aber eine innere Unruhe abzuziehen suchte, und ging um zwölf Uhr, eine Stunde

vor der gewöhnlichen Tischzeit des Rosenkönigs, zu ihm.

Ich hatte mir seine Häuslichkeit eigentlich anders vorgestellt. Ich fand ihn an seinem Schreibtische sitzend, in einem alterthümlichen Zimmer mit Möbeln im Geschmack des vorigen Jahrhunderts. An den Wänden standen alte Bücherschränke und eigentlich war das Zimmer etwas überfüllt, obgleich es doch einen behaglichen Eindruck machte. In einer Ecke zwischen einem Fenster mit Vorhängen von bunten chinesischen Mustern und einem alten Sekretär mit zierlich eingelegter Arbeit leuchtete, seltsam sich abhebend von den ihn umgebenden Rokokodingen, aus grünen Pflanzen ein schöner Gypsabguss des Apoll von Belvedere hervor. Nach der ersten Begrüssung fiel ihm wohl der musternde Blick auf, mit dem ich dies Alles betrachtete, denn er sprach lächelnd:

„Sie sehen mich hier unter alten Dingen, die von einer vergessenen Zeit reden. Mir sind sie werth durch Erinnerungen, es sind alte

Familienerbstücke; ich fühle mich wohl in dieser Gesellschaft, denn sie weiss mich in manchen Stunden schweigend zu unterhalten."

„Es liegt," antwortete ich, „auch eine eigenthümliche Poesie in diesen Ueberbleibseln einer uns zeitlich noch so nahe, geistig doch schon so ungemein fern liegenden Zeit. Sie mahnen uns wie Geschichten, welche die Grossmutter erzählt; diese wunderlichen, geschnitzten, schnörkelhaften und gedrehten Dinge haben in ihrer Willkürlichkeit etwas von dem geheimnissvollen Reiz des Märchens. Man sucht diesen abenteuerlichen Fratzen, diesen eingelegten bunten Blumen und Vögeln einen Sinn, eine Deutung unterzulegen, und je weniger es gelingt, je mehr wird die Phantasie angeregt. Darin liegt wohl der Hauptreiz, während schöne, sinnvolle, von antiken Geiste erfüllte Formen dem Gemüth eine heitere Ruhe geben."

„Ich muss schliessen," sprach der Rosenkönig, „dass Sie sich mit solchen Dingen beschäftigen, denn Sie scheinen darüber nachgedacht zu haben. Merkwürdiger Weise

haben wir noch nie über dergleichen mit einander gesprochen."

„Es ist mein Studium," war meine Antwort, „und ich fühle mich glücklich dabei. Schon von Kind auf waren es Bilder und Bildwerke, welche mich am meisten anzogen; es stand fest bei mir, dass auch ich ein Künstler werden wollte, der dereinst so Herrliches zu schaffen vermöge; allein in späteren Jahren stellte sich heraus, dass die Hand dem Fluge meiner Gedanken nicht zu folgen vermöge, dass ich wohl die Lust, aber nicht den Beruf zu einem Künstler habe; ich erwählte daher die liebevolle Beschäftigung mit den Werken Anderer zu meinem Berufe, und es ist mein höchstes Glück, das Ringen des Menschengeistes nach der Schönheit und die Art, wie er seine Ideale zu verwirklichen strebte, durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen."

„Preisen Sie sich glücklich," sagte der Rosenkönig, „dass es so ist, es giebt kein unglücklicheres Leben, als dasjenige in einem verfehlten Berufe; nur wenn der Mensch in

seinem Berufe aufgeht und in die vollendete Erfüllung desselben sein höchstes Streben setzt, kann eine wahre Befriedigung über ihn kommen. — Doch der Regen scheint sich zu verziehen, vielleicht können wir noch den Nachmittag im Garten zubringen," setzte er hinzu nach einem Blick durch's Fenster. „Heute nach diesem warmen Regen werden die ersten Rosen aufgebrochen sein."

Wir plauderten noch mancherlei zusammen, bis wir uns in einem anderen Zimmer mit ebenso alten Möbeln, geschnitzten Stühlen und einem vom Alter schwarzbraunen Büffet mit wunderlichen gedrehten Säulchen, Faunen- und Hirschköpfen, zu Tisch setzten. Dieser bot eine ganze Auswahl von alten merkwürdigen Gläsern mit eingeschliffenen Bildern und bunten Arabesken, kein Weinglas moderner Form war darauf zu erblicken.

„Ich liebe nicht das Uniforme," sagte der Rosenkönig, „und besonders, wenn ich Gäste habe, muss eine ganze Auswahl von Gläsern da stehen, damit Jeder sich das aus-

suchen könne, aus welchem es ihm am besten mundet. Denn das ist kein leerer Wahn — Wein aus Porzellantassen zu trinken, ist zum Beispiel ein gräulicher Gedanke — bei keinen Dingen spielt die Einbildungskraft eine so grosse Rolle, als beim Essen und Trinken."

Wir assen gut und tranken vortrefflichen Rheinwein, und der alte Diener bediente uns schweigend dabei mit der ihm eigenen Würde.

Der Rosenkönig hatte mich gebeten, den Nachmittag bei ihm zu bleiben, ihm jedoch nicht übel zu nehmen, wenn er nach Tisch sein gewohntes Schläfchen hielte. Darum überreichte er mir nach dem Essen eine Mappe mit alten Kupferstichen und Holzschnitten, welche er so beiläufig gesammelt hatte, und liess mich eine Stunde damit allein.

Unterdessen klärte es sich draussen auf, die Sonne brach hervor und sandte ihre Strahlen flimmernd über die nasse Welt. Ich sass gerade ganz vertieft in die Be-

trachtung eines jener merkwürdigen Callotschen Kupferstiche, auf welchen die Figuren so klein sind, dass man fast einer Lupe bedarf, — da hörte ich draussen leichte Schritte, es klopfte an die Thür, und herein trat Marie ganz unerwartet. Ich, aus meinen Gedanken aufgeschreckt und mich verlegen erhebend, mag einen komischen Anblick dargeboten haben; auch sie war verwirrt, und da mir in dem Augenblicke das letzte Erlebniss einfiel, wo ich sie belauscht hatte, erröthete ich noch mehr. Wir wurden alle Beide feuerroth, und Keines fand im Augenblick Worte, um die Situation zu enden. Sie fasste sich zuerst wieder und sprach: „Herr Born — ist er nicht hier?“

„Er schläft noch, ich werde ihn rufen!“ entgegnete ich schnell, froh, eine Gelegenheit zu finden, meine Verlegenheit dahinter zu verbergen.

„Ach nein,“ fiel sie mir schnell ins Wort, „stören Sie ihn nicht, ich wusste auch nicht, dass er Besuch hat, sonst wäre ich gar nicht gekommen — wollen Sie nur die

Freundlichkeit haben und ihm sagen, ich sei hier gewesen.“ Damit wollte sich das schöne Mädchen wieder entfernen, und mir Unglücklichen zitterte schon das Herz, dass es geschehen möge; ich verzweifelte fast, dass ich so dumm dastand und nichts zu thun vermochte, um sie zurückzuhalten. — Da erschien, ein Retter, der Rosenkönig in der Thür, und nun war Alles gut. Sie blieb, wir wurden einander vorgestellt, und dann gingen wir drei in den Garten.

Von welcher Schönheit und Klarheit war dieser wunderbare Nachmittag umflossen. Wie glänzte die Sonne auf den Bäumen und funkelte in den gleitenden Tropfen, wie umleuchtete sie ihre helle Gestalt und hob den eigenthümlichen Goldglanz ihres braunen Lockenhaares hervor. Ich ging wie verzaubert nebenher, und wir sprachen alle drei nicht viel, bis dann der Rosenkönig an einem Lieblingsrosenstrauch still stand und uns einen Zweig mit eben aufgebrochenen Rosen entgegenneigte.

„So ein Regen thut Wunder,“ sprach

er, „gestern waren sie noch fest geschlossen.“

„Wie sie so schön aussehen in ihrer grünen Haube,“ meinte Marie.

„Wie kleine rosige Mädchengesichter, — wie Du, wenn Du Deinen grünen Hut auf hast,“ sprach lächelnd der Rosenkönig.

Wir gingen weiter, aber bald blieb der Rosenkönig zurück, weil er sich mit den Blumen allenthalben zu schaffen machte, und wir beiden gingen allein weiter. Als wir um eine Gebüschecke gebogen waren, dass der Rosenkönig uns aus dem Gesichte gekommen war, fragte Marie mich plötzlich in geheimnissvollem Tone:

„Wissen Sie, wann Onkel Borns Geburtstag ist?“

„Nein,“ antwortete ich, „aber ist er denn Ihr Onkel?“

„Das gerade nicht,“ sprach sie lächelnd, „diese Bezeichnung stammt noch aus meiner Kinderzeit, wo jeder ältere Freund der Familie Onkel genannt wird — doch der Geburtstag — er fällt gerade mitten in

die schönste Rosenzeit, auf den 25. Juni, und Sie müssen mit dazu helfen, dass er recht schön gefeiert wird."

„Gewiss, von Herzen gern," sagte ich freudig über das Vertrauen, „sagen Sie mir nur, was ich thun soll."

„Ja, wenn ich das wüsste!" rief sie lachend, „Sie sollen eben auch mit nachdenken helfen." Dann theilte sie mir ihre Pläne mit, ich gab meine Meinungen dazu ab, und wir kamen so in Eifer dabei, dass wir kaum noch zur rechten Zeit schwiegen, als wir wieder in die Nähe des Rosenkönigs kamen.

„Ei, ei," sagte er, „welche lebhafte Unterhaltung!"

„Geheimnisse," antwortete Marie schelmisch, „sehr wichtige Geheimnisse, wovon Onkel Born nicht das Geringste wissen darf."

Er lächelte vergnügt vor sich hin, denn er schien die Natur dieser Geheimnisse zu ahnen.

„O. etwas muss ich Ihnen doch zeigen!"

rief Marie plötzlich, „— ob die Thierchen auch wohl vom Regen nass geworden sind?“

Damit eilte sie voran auf ein Gebüsch zu, aus dem bei ihrer Annäherung ein Vogel herausflog.

„Das ist der Alte,“ rief sie, „der hat sie gewiss mit den Flügeln geschützt.“

Damit bog sie leise und vorsichtig die Zweige auseinander und schaute hinein und sprach, indem sie sich freudig nach mir umsah: „Sehen Sie, wie niedlich!

Es war da ein Hänflingsnest mit vier noch ziemlich nackten Jungen, welche, als sie die Bewegung der Zweige merkten, die grossen Schnäbel aufsperrten und mit leisem Zirpen die Hälse verlangend hin und her bewegten.

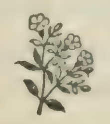
Wir schauten beide hinein und ihre lockigen Haare streiften meine Wange, ich war ganz erfüllt von dem Zauber ihrer Nähe.

„So ein kleines rundes Nest voll warmen Lebens,“ sagte sie.

„Eigentlich sind die Thierchen doch noch recht hässlich, sie sind so nackt und haben so dicke Augen,“ meinte ich.

„Ja," antwortete sie, „das wohl — aber sie sind doch so niedlich."

Dann liess sie leise die Zweige sich schliessen und wir traten beide zurück. Dabei trat sie mit dem Fuss auf den Rand des Rasens und glitt etwas aus, so dass ich auf einen Augenblick den sanften Druck der anmuthigen Gestalt gegen meinen Arm fühlte. In Folge dessen trafen sich zufällig unsere Augen auf einen Moment, dann sahen wir beide nach der anderen Richtung, sie pflückte im Weitergehen eine Blume und schaute angelegentlich in ihren Kelch; ich wusste eigentlich gar nicht, wie mir war, ich hatte eine unbestimmte Vorstellung von Glanz und Sonnenschein und Vogelgesang um mich her, und dass die Welt wunderschön sei, wie sie noch nie gewesen.



Sonnabend, den 24. Juni.

Morgen ist des Rosenkönigs Geburtstag. Marie und ich haben noch einige Besprechungen durch die Heckenlücke gehabt; dabei habe ich auch ihre Mutter, eine noch schöne, ruhigklare Frau kennen gelernt. Heute Abend sah ich von meinem Fenster aus Marie und ihre Mutter in ihrem Garten in vollster Arbeit Kränze und Guirlanden winden. Marie zeigte scherzend die fertige Arbeit zu mir herüber und deutete pantomimisch ihren Fleiss an. Ich liess dagegen ein Geburtstagsgedicht von drei Ellen Länge, an welchem ich den ganzen Tag im Schweisse meines Angesichtes gearbeitet und es dann auf einen so langen Zettel geschrieben hatte, aus dem Fenster hängen. Als ich ihr mit gedämpfter Stimme zurief: „Verse!“ schien es ihr zu imponiren, und sie lachte, schlug die Hände zusammen und rief: „Das ist schön, das ist schön!“

„Wenn die Verse es nur wären!“ gab ich zur Antwort.

„Die Länge muss es thun!“ rief sie zurück und lachte.

„Ich werde es ihm nach Tisch als Schlummerlied vorlesen!“ meinte ich.

Ich erhielt keine Antwort, denn der Rosenkönig kam aus dem Hause und ging langsam den Gartenweg hinab. Die Damen zogen sich in die dichte Laube zurück und verhielten sich mäuschenstill — sie thaten, als ob sie gar nicht da wären.



**Dienstag, den 27. Juni.**

Wie oft schaue ich hinaus auf die Rosenpracht des Gartens. Wenn ich den Blick von meiner Arbeit erhebe, so fällt er zuerst auf den blühenden, sich leise wiegenden Zweig vor meinem Fenster und dann in den Garten, der förmlich von Rosen glüht und wie in einer Atmosphäre von Rosenduft

daliegt. Mir ist manchmal, als schwebe dieser Duft sichtbarlich wie ein rosenrother Nebel darüber.

In gleichem rosenrothen Lichte liegt in meiner Erinnerung ein Tag, der Geburtstag des Rosenkönigs; immer wieder kehren meine Gedanken zu jenen schönen Stunden zurück, wo das Gefühl eines reinen Glückes mich so ganz erfüllte, wo mir vergönnt war, das Schöne des Lebens in seiner ungetrübten Reinheit zu kosten. Pünktlich um sechs Uhr erschien auch an diesem Tage der Rosenkönig in seinem Garten, um den ersten Rundgang bei seinen in voller Pracht erblühten Rosen zu machen. Sobald er sich in seinem Garten befand, wurden wir, Marie, ihre Mutter und ich, von dem alten Diener in das Haus eingelassen, und nun begannen wir unser Werk, während wir den Diener als Vorposten aufstellten mit dem Auftrag, den Feind, das heisst seinen Herrn, sollte er uns mit einer Annäherung bedrohen, auf irgend eine Weise so lange hinzuhalten, bis wir die genügenden Vorbereitungen für

seinen Empfang getroffen hätten. Während Marie und ich mit Eifer unter Scherzen und grosser Fröhlichkeit mit Blumen und Guirlanden hantierten und grosse Wirkungen damit hervorbrachten, ordnete die Mutter den Geburtstagstisch mit einem wahren Ungeheuer von Baumkuchen, der von oben bis unten mit einer Guirlande von kleinen Röschen umwunden war, und einigen Kleinigkeiten, welche sie und Marie dem Rosenkönig gearbeitet hatten; auch hier thaten die Blumen die Hauptwirkung.

Unsere Vorbereitungen näherten sich dem Ende, da kamen mehrere Kinder aus der Nachbarschaft, die mit dem Rosenkönig eine Gartenmauerfreundschaft unterhielten, welche von seiner Seite durch häufige Spenden von Früchten des Tages befestigt und aufrecht erhalten wurde. Marie ging mit ihnen in ein Nebenzimmer, denn mit diesen Kindern hatte sie, wie sie mir unter schelmischem Lachen schon früher versichert hatte, ihre besonderen geheimnissvollen Pläne vor. Bald war alles geordnet, oder

wie Herr Grund zu sagen liebte, „in der gehörigen Confusion“; aus dem Nebenzimmer hörte man zuweilen das lustige Lachen der Kinder, da steckte der Diener den Kopf in die Thür und rief: „Er kommt! — geht es schon?“

Marie hatte es gehört und sagte, indem sie wieder eintrat: „Meinetwegen kann er nun kommen.“

Wir ergriffen nun eine bereit liegende Guirlande und stellten uns, dieselbe hochhaltend, an beiden Seiten der Thür wie eine lebendige Ehrenpforte auf, während die Mutter mit vergnügtem Lächeln zur Seite auf einem Stuhle Platz nahm.

Als der Rosenkönig eintrat, ging eine freudige Verwunderung über seine Züge, wir ergriffen seine Hände, die Mutter trat auch hinzu und er stand eine Weile dankend und fröhlichen Antlitzes zwischen uns dreien. Dann eilte Marie schnell fort, öffnete den Flügel und begann den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum“ zu spielen. Mit einem Male öffnete sich die Thür, wo die

Kinder sich befanden, und heraus traten sie in feierlicher Prozession. Voran ging der grösste Knabe, das kleinste der Kinder, ein blondköpfiges dreijähriges Mädchen, vor sich auf dem Arme tragend. Dieses war ganz in einen Blumenstrauss eingebunden, dessen mittelste Blume es gleichsam bildete; nur der blondgelockte fröhliche Kinderkopf und die kleinen runden Arme schauten aus Päonien und grünen Blättern hervor. Unten um Blumenstengel und Beinchen war ein rosenrothes Band gewunden mit einer grossen Schleife, nur die Füsse waren frei gelassen. Die anderen Kinder, an einer Guirlande, gleichsam wie Perlen aufgereiht, trugen in den freien Händen wie Schwerter lange spitze Blumensträusse. Sie marschirten einmal um den Tisch, umringten dann den Rosenkönig, während der älteste Knabe sein Riesenbouquet überreichte, und sangen unter dem Schwenken der Sträusse nach der Melodie „Wir winden dir den Jungfernkranz“:

„Wir bringen Dir den Blumenstrauss —
Das Röschen thut ihn zieren —
Sie streckt nach Dir die Arme aus
Und will Dir gratuliren! —
Lieber, guter, lieber Onkel Born, lebe hoch juchhe!
Lieber, guter, lieber Onkel Born, lebe hoch!"

Der Rosenkönig lachte vergnügt: „Na Kinder, das habt ihr gut gemacht! — Aber diese kleine Rose hier in meinem Blumenstrauss wird mir zu schwer," und damit setzte er das Kind in seiner Blumenhülle auf den Tisch.

„Nun Röschen," sprach er dann, „muss ich dich wohl in ein Wasserglas setzen, damit ihr mir nicht vertrocknet?"

Das Kind hatte unverwandt den Kuchen angesehen, auf diese Anfrage neigte es den Kopf auf die Seite, den Rosenkönig verschämt ansehend: „Kuchen," war die lakonische Antwort.

Wir lachten Alle. „Jawohl, Kuchen!" versetzte er dann vergnügt, „der ist dir auch dienlicher als kaltes Wasser."

Dann ward Röschen ausgewickelt und auf die Erde gesetzt, und dann gab es Kuchen. Es war gut, dass für diese Fälle eine Reserve bereit gehalten war, sonst hätte der festliche Baumkuchen schon am Morgen einen ansehnlichen Theil seiner majestätischen Höhe eingebüsst. —

Das war der erste Theil des Festes. Nach einem solennen Kaffee zogen sich alle Festtheilnehmer in ihre Behausungen zurück, um am Mittage sich theilweise wiederum am Festorte zu versammeln, da wir mit Ausnahme der Kinder zu einem festlichen Mittagessen eingeladen waren.

Es waren nur wenig Theilnehmer, nur vier, aber eine grosse Fröhlichkeit. Der Rosenkönig hielt eine schöne Rede, bei welcher man gar nicht wusste, worauf er hinaus wollte; schliesslich liess er ganz meuchlings Marie's Mutter leben. Dann hielt ich eine, die bei den alten Aegyptern anfing und alle bedeutende Könige von der Zeit der Pharaonen bis auf die Jetztzeit aufzählte und schliesslich den Rosenkönig,

den Beherrscher aller Rosen, als den vortrefflichsten, hoch leben liess.

Nach Tisch, als er sich anschickte, seine gewohnte Nachmittagsruhe zu halten, überreichte ich ihm als ein schönes Schlafmittel mein langes Gedicht, welches er mit komischem Entsetzen übernahm, zugleich das verwegene Versprechen gebend, es vor dem Einschlafen noch durchlesen zu wollen.

Wir waren in das Wohnzimmer zurückgekehrt; in ein kleines Zimmer nebenan, dessen Thür angelehnt war, hatte sich der Rosenkönig begeben, und Frau Werner war in ihre Wohnung gegangen; so war ich denn mit Marie allein in dem behaglichen Zimmer. Die Nachmittagssonne fiel in breiten Lichtern, in denen die Sonnenstäubchen flimmerten, durch die Blumenfenster hinein und liess die messingenen Zierathen und die bunte eingelegte Arbeit an den alten Schränken erglänzen; es war eine recht wohlbehagliche und festliche Stille in dem blumendurchdufteten Raume.

„Kennen Sie schon Onkel Borns Blumen-

buch?“ fragte Marie mich, „das müssen wir einmal zusammen besehen.“ Damit holte sie eine ziemlich grosse, sauber gebundene Mappe herbei und legte sie auf den mit Zeitschriften und literarischen Neuigkeiten bedeckten Tisch in der Nähe des Fensters. Wir setzten uns nebeneinander, und nun ward die Mappe aufgeschlagen. Das Titelblatt war ganz einfach. In grossen schönen gothischen Lettern stand dort „Blumenbuch.“ Durch die Buchstaben rankte ein Rosenzweig mit vielen Blüthen in verschiedenem Zustande der Entwickelung. Das folgende Blatt stellte einen Blumenstrauss von Feldblumen dar in einem alterthümlichen schönen Kelchglase.

„Das sind ja lauter Knospen,“ sagte ich.

„Das ist auch ganz richtig,“ antwortete Marie, „denn Onkel Born sagt, dies Buch enthalte seine ganze Lebensgeschichte. Dies hier ist wie er ganz klein war und noch in der Wiege lag — es kommt mir immer so lustig vor, dass er einmal ein so ganz kleines Kind gewesen ist, und hat nun so weisse

Haare." Dabei sah sie mich fröhlich mit ihren lachenden Augen an. Dann zeigte sie mir alle einzelnen Blumen, und ich fragte, ob der Rosenkönig dies Alles selber gemalt habe, denn ich bewunderte die künstlerische saubere Ausführung des Dargestellten.

„Ja gewiss," antwortete sie, „ach, das glauben Sie gar nicht, wie lange das dauert, bis so ein Blatt fertig wird, manchmal ein halbes Jahr, so sorgfältig arbeitet er daran."

Das nächste Blatt fand schon an mir einen Erklärer: „Nun haben Sie mir den Schlüssel gegeben," sagte ich, „nun will ich dieses Blumenstück deuten. Dies sind die Knabenjahre, dort ist ein Weidenzweig mit blühenden Kätzchen, hier ein blühender Hollunder — die feine weisse Blüthendolde ist köstlich gemalt — hier Knallschoten; es sind alle die Sträucher, welche das Knabenspielzeug liefern, und darüber die flatternden Schmetterlinge, und hier der Käfer mit den langen gebogenen Fühlhörnern und den metallisch glänzenden Flügeldecken" . . .

„Den kenne ich auch!“ rief Marie, der schnirkst immer so, wenn man ihn anfasst!“

*„Aromia moschata,“* sagte ich.

„Ach, sind Sie aber gelehrt! — Sie wissen wohl Alles?“ — Dabei machte sie aber ein so schalkhaft ernstes Gesicht, dass ich lachen musste.

Es kamen noch einige Blätter, welche das Knabenalter bezeichneten, Fichtenzweige und Ginsterstrauch; ein Dornenzweig mit einem Vogelnest darin, Feldblumen und Anderes. Zuweilen schweifte mein Blick von den bemalten Blättern auf das viel schönere Mädchen, welches mir zur Seite sass, so nahe, dass ich zuweilen ihre Schulter berührte und ihr lockiges Haar mein Gesicht streifte, wenn wir uns näher über die Bilder beugten, so dass ich zuweilen, ganz befangen von dem beseligenden Gefühle ihrer Nähe, weiter nichts sah als ein buntes Gemisch von Farben, neben welchem ihre weisse Hand auf dem Papiere lag. Es war eine wunderbare Hand — sie war nicht klein, aber schön, was viel seltener ist. Und

wenn wir dann auf das deuteten, was uns besonders gefiel, dann streiften sich unsere Hände, und einmal blieben sie dicht nebeneinander in leiser Berührung liegen, aber nur kurze Zeit, und dann schlugen wir ein neues Blatt um. Es war nur eine sehr schöne, mit besonderer Sorgfalt gemalte rothe Rose darauf. „Ich weiss nicht, was diese Rose bedeuten soll," sagte Marie, „ich habe Onkel Born schon gefragt, aber der sagt es mir nicht."

„Ich weiss es," meinte ich; „nun kommt die Zeit des Jünglingsalters, und dies ist seine erste Liebe."

„Ach," sagte sie und sah ganz verwundert auf. „Daran habe ich noch nie gedacht." Dann sah sie die Rose eine kleine Weile wie in Gedanken verloren an und sprach: „Ich glaube es auch — die ist wohl sehr schön gewesen?"

Das nächste Blatt war uns unverständlich; es war wieder eine ähnliche rothe Rose, zusammengebunden mit einem Eichenzweig, während daneben ein Büschel Lindenblüthen

stand. Dann kam ein sehr buntes Blatt mit einem mächtigen Blumenstrauss, der durch ein breites rothes Band zusammengehalten wurde. Da war Rittersporn und Klatschmohn und Kletterrosen, Hyacinthen, Tulpen und Narzissen, eine ganze prunkende Gesellschaft. Darnach fiel das nächste Blatt um so mehr auf, auf welchem ein einzelnes, sehr fein gemaltes Vergissmeinnicht zu sehen war. Dann kamen bald Rosen und nur Rosen von allen Farben und Arten, auf vielen Blättern dargestellt, und mitten darunter ein Moosrosenzweig mit einer eben aufgebrochenen Knospe; darunter stand mit zierlichen Schriftzügen: „Marie."

„Das sind Sie!" rief ich.

Sie sah das Blatt verwundert an, und ein leises Erröthen ging über ihr Gesicht, so dass sie der Rose nur noch ähnlicher ward; „das kenne ich noch gar nicht," sagte sie leise.

Wie war sie schön, als sie so dasass. Sie trug ein mattgelbes Sommerkleid mit

einer kleinen Krause und einem rothen Bändchen am Halse, was zu ihrem braunen Haar einen anmuthigen Gegensatz bildete.

Ihre Hand war vom Tische niedergeglitten und ruhte auf dem Stuhl dicht neben der meinen. Und ich weiss nicht, wie es so kam, dass die beiden Hände, welche schon den ganzen Nachmittag viel Zuneigung zu einander gehabt hatten, sich ganz leise berührten. Und wir besahen die Rosenbilder und sprachen von allerlei Dingen, und die Sonne schien so friedlich in das Zimmer, die Fliegen summten umher und leise tickte die alte Uhr über dem Kamin; es war so still und nachmittäglich, wie es eben nur an einem Sommernachmittage sein kann. Und unsere Hände fügten sich immer näher ineinander, ihre schlanken Finger lagen in den meinen und ich fühlte ihre Schulter leicht an der meinen ruhen, so dass ich ihre sanften Athemzüge spürte. Aber wir sahen uns nicht an, wir sahen nur auf die Blätter vor uns und sprachen von gleichgültigen Dingen und sassen doch da Hand

in Hand, — aber wir thaten, als merkten wir es nicht.

Dann hörten wir den Rosenkönig im Nebenzimmer gehen, unsere Hände lösten sich leise auseinander und wir schlugen ein neues Blatt um. Der Rosenkönig trat in die Thür: „Nun Kinder, ist Euch die Zeit auch lang geworden?“ sprach er, „ich habe heute etwas länger geschlafen.“

„Das macht wohl das Gedicht?“ meinte ich.

„O nein,“ sagte er, „wenn man so zum ersten Male in seinem Leben angesungen wird, wie es mir heute geschehen ist, so bringt es nur angenehme Wirkungen hervor.“

Dann sprachen wir von den Bildern.



Mittwoch, den 28. Juni.

Nach einiger Zeit kam Frau Werner ebenfalls aus ihrer Wohnung zurück, und wir gingen auf die rosenumrankte Veranda vor der Gartenthür, um Kaffee zu trinken. Als wir dort so behaglich im Schatten sassen und der leise Sommerwind den Blumenduft aus dem sonnigen Garten herwehte, wo die Schmetterlinge, wie berauscht, um die Rosen flatterten, und es so still war, dass man fast das Schlagen ihrer Flügel hören konnte sprach der Rosenkönig: „Es liegt ein eigener Zauber darin, an so einem sonnigen Nachmittage im behaglichen Schatten zu sitzen, von lieben Menschen umgeben; aber vollständig wird der Genuss erst, wenn Musik dabei ist; Marie, willst Du uns nicht ein Lied singen?“

Das Klavier stand nahe an den geöffneten Flügelthüren, ich sass gerade so, dass ich es sehen konnte.

Ich hatte Marie noch nie singen hören

und war überrascht durch den anmuthigen Klang ihrer Stimme, als sie begann:

„Vom Berg zum Thal das Waldhorn klang,
Im blühenden Thal das Mägdlein sang:
Von der Rose, der Rose im Thal!

Der Jäger hörte des Mägdleins Sang,
Sein Waldhorn bei dem Lied verklang:
Von der Rose, der Rose im Thal!

Der Jäger dort oben lauschte so bang,
Als leise das Lied im Thal verklang:
Von der Rose, der Rose im Thal!

Er zog gar stille die Berge entlang,
Und immer im Ohr das Lied ihm klang:
Von der Rose, der Rose im Thal!“

Der Jäger bin ich, seit ich dies Lied gehört habe, denn immer und immer summt mir seit der Zeit der Kehrreim durch den Sinn: „Von der Rose, der Rose im Thal,“ und ihre leichte Gestalt in dem hellen Sommerkleide steht mir vor Augen. Sie hatte keine sehr schöne Stimme, sie war etwas verschleiert, aber anmuthig und lieblich und wie geschaffen zum Vortrag von einfachen Liedern.

„Nun singe mir mein Lieblingslied: Aennchen von Tharau," sagte der Rosenkönig, und dabei schaute er lächelnd Frau Werner an, welche ebenfalls lächelte und ein klein wenig erröthete, was ihrem noch immer anmuthigen Gesichte einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Und Marie begann:

„Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt!" —

„Wo ist doch diese Melodie hergekommen?" sagte der Rosenkönig, als sie geendet hatte, „es ist doch gar nicht denkbar, dass dies Lied eine andere Melodie haben könne, so verwachsen ist beides mit einander. Aber das ist das Zeichen eines echten Volksliedes. Und ein Volkslied kann man dies wohl nennen, wenn der Namen des Dichters uns auch noch bekannt ist. Wer kennt aber jetzt noch andere der weltlichen Lieder von Simon Dach ausser diesem. Sie sind alle vergessen. Aber wo das Volk sein Eigenstes ausgesprochen findet, da nimmt es Besitz davon, wie man sein Eigenthum zurücknimmt, und lässt nicht wieder davon. Das

Volkslied ist — um doch einmal bei meinem Fach zu bleiben," fügte er lächelnd ein — „wie die wilde Rose. Unter allen den prangenden künstlich erzeugten Schwestern, den üppig dunklen mit betäubendem Duft, den vornehmen gelben, den sentimental blassrothen, den weissen mit schüchtern rosig angehauchten Blättern, steht sie da, kräftig und einfach — frisch, anmuthig und gesund, und wo die anderen ohne künstliche Pflege vergehen und ausarten, rankt und blüht sie, ein Kind der Natur, immer noch fort in ursprünglicher Schönheit."

„Es muss ein eigenes beglückendes Gefühl für den Dichter sein," meinte ich, „auch nur ein Lied geschaffen zu haben, was ihn gleichsam zu dem Munde Vieler macht, da es ihm gelang, das herauszusingen, was in Millionen Herzen unausgesprochen lag."

Marie war hinzugetreten, sie stand in der Thür, und ihre helle Gestalt hob sich schön von dem dunklen Hintergrunde des Zimmers ab.

„Ich kann mir gar nicht denken, dass

solche Lieder gemacht werden," sprach sie, „ich meine, sie müssten so entstehen, wie eine Blume sich aufthut, ganz von selber."

„Es ist auch nicht viel anders," sagte der Rosenkönig, „der Sonnenschein der Freude oder der Regen des Schmerzes treffen des Menschen Herz, und wenn er ein Dichter ist, dann thut die Blume sich auf und das Lied ist fertig." —

Später, als schon die Sonne anfing hinter die hohen Baumwipfel am Ende des Gartens zu sinken, und die Zweige und Blätter im grünen Golde erglänzten, machten wir einen Gang zu den Rosen. Diese hingen zu unseren Häupten und standen zu beiden Seiten, wo wir nur gingen; zuweilen fiel ein Sonnenlicht durch eine Baumlücke und liess eine Rosengruppe in wärmerem Lichte erglühen. Im Hintergrunde des Gartens ward auch eine Nachtigall laut und warf ihre Jubeltöne in den sonnigen Abend. Wir gingen dem Klange nach: „Sie hat in diesem Jahr in der wilden Ecke ihr Nest," sagte der Rosenkönig. Es war in dem weniger betretenen

Theile des Gartens, wo die Rosenschule war. Wir kamen an eine mit Gebüsch gefüllte Gartenecke; es waren dort nur wilde Rosensträuche, welche in üppiger Pracht bis auf die Mauer sich hinaufgezogen hatten und nun wie besäet mit zarten blassrothen Blüthen ihren würzigen Duft aushauchten.

„Da steht das Volkslied!“ sagte ich.

„Dies ist die unfruchtbarste Ecke meines Gartens,“ sprach der Rosenkönig, „ich habe sie darum mit wilden Rosen bepflanzt, weil ich mir auf diese Weise wilde Stämme ziehe, um meine zahmen Rosen darauf zu pfropfen; unsere grossen Dichter haben es ja auch so gemacht mit dem Volksliede,“ schloss er lächelnd.

Marie hatte unterdess die Nachtigall gefunden, welche in einem der grossen Bäume hinter der Gartenmauer auf schwankem Zweige sass. Wir bewunderten den kleinen rostbraunen Vogel und gingen dann zu einer Rosenlaube, wo zum Abend der Tisch gedeckt war.

Nach Tisch war es dämmrig geworden;

der Mond, der schon bei Tage als blasse Halbscheibe am Himmel gestanden hatte, gewann an Glanz, und der rothe Schein, welcher noch in den Wipfeln der hohen Bäume träumte, verblasste allmählich. Wir sassen in traulichem Geplauder, während die Dämmerung sich mehrte und die Schatten sich zwischen den Gebüschen lagerten.

Doch der Mond gewann noch mehr Macht und beleuchtete mit seinem Schimmer Mariens Angesicht, die mir gegenüber sass, und liess den Schatten ihres lockigen Haares über ihre Züge fallen. Zuweilen trafen sich unsere Augen wie zufällig, und sie schaute dann in den Mond, als sei es wirklich Zufall gewesen, und ich that eine sehr unbefangene Frage an den Rosenkönig oder an ihre Mutter. Manchmal verstummte das Gespräch und es war dann nur die Dämmerung zwischen uns, und ringsum das leise Weben der Sommernacht, und das Surren der Nachtschmetterlinge um die blühenden Rosen. Diese leuchteten gruppenweise vom Mond beschienen zu uns herüber, sie standen

ganz still und tranken Mondschein, kein Blatt mochte sich rühren.

Dann brachen wir auf; der Rosenkönig ging mit Mariens Mutter voran, wir folgten. Wir sprachen nicht mehr an diesem Abend, nur gute Nacht wünschten wir uns, und ihre schlanken Finger fügten sich beim Abschied mit sanftem Druck in die meinen.

Wie ein Träumender schaute ich noch lang aus meinem Fenster in die Mondnacht. In stillem Frieden lagen die Gärten, fern ragten Baumwipfel in die Nacht, und dunkle Häuser mit mondbeglänzten Dächern, und wie ein leises Murren klang das Rauschen des Stadtgewühls zu mir herüber. Ich sah zwischen den Bäumen, wo ihr Haus lag, einen Lichtschimmer entstehen; ich schaute nach ihm, bis er erlosch.

In fernen Häusern verschwand ein Licht nach dem andern; Sterne tauchten dafür an dem dunkler werdenden Himmel auf.



Donnerstag, den 6. Juli.

Seit ich vor acht Tagen, durchnässt von dem strömenden Regen, nach Hause kam, fühle ich ein körperliches Unbehagen in mir, welches von Tage zu Tage zunimmt. Ich kann nicht sagen, was es ist, aber es liegt auf mir wie ein Druck und umgibt mich wie ein dünner Nebel, ich kann nicht arbeiten und habe an nichts Freude. Selbst der Aufenthalt bei meinem lieben Rosenkönig ist mir drückend; er ist so einsilbig und scheint viel nachzudenken, und zuweilen sieht er mich mit eigenthümlichen Blicken an. Neulich fragte er mich, ob mir etwas fehle; ich sagte: „Nein," und dann sah er mich wieder forschend von der Seite an und lächelte so sonderbar.

Ich war so selig, so glücklich; die Tage waren mir voll Sonnenschein, ich lebte im Glücke des Tages und dachte nicht an das, was kommen wird. Aber es ist oft gleichsam, als wolle uns das Schicksal seine rosigste

Seite zeigen, sein holdestes Lächeln gönnen damit uns das Dunkle, welches es schon in Bereitschaft hält, um so schwärzer und hoffnungsloser erscheinen möge.

Und was ist es denn eigentlich, was mich quält, der ich vor acht Tagen noch so unendlich glücklich war?

Muss denn Marie nicht zurückhaltend gegen mich sein, wie sie es jetzt ist, da sie jede Begegnung mit mir fast ängstlich vermeidet? — Ist es nicht an mir zu sprechen, da es so weit gekommen ist; müsste ich nicht jetzt offen hintreten und sagen: „Willst Du mein Weib sein?“ —

Aber als mir dieser Gedanke erwachte, machte er mich zaghaft und füllte mein Herz mit Bangen. In schlaflosen Nächten habe ich erwogen und gedacht; doch ich kam nur zu dem Einen: Wie darfst du vor ihre Mutter hintreten oder vor den Rosenkönig, der gleichsam ihr Vater ist, und zu ihnen sprechen: „Gebt mir diese Blume, diese Rose, die Eure beste Kostbarkeit ist;“ wie darfst du das thun, der du ein Gelehrter

ohne Namen und ohne Vermögen bist, der nichts hat, als seine Feder und seinen guten Willen. Ich kann es nicht erfinden und ausdenken, wie es werden soll.

O welch ein grauer Tag ist heute. Es hat einige Zeit geregnet, und am Himmel schieben sich faul und verdrossen die Wolken durcheinander; zuweilen geht ein Sprühregen, den der stossweise Wind gegen mein Fenster prickeln lässt. Verregnet und zerzaust stehen die Rosen, und die Steige sind mit ihren verwehten Blättern bedeckt. Die Rosenranke vor meinem Fenster ist verblüht, nur eine halb entblätterte Blüthe schlägt bei jedem Windstoss pochend an die Scheiben.



**Sonnabend, den 15. Juli.**

Herr Grund war vor einigen Tagen bei mir, er fand mich verändert und blass und fragte nach meinem Befinden.

„Es ist nichts," sagte ich, und dann lenkte er das Gespräch auf den Rosenkönig.

„Na, Sie sind ja jetzt wie Kind im Hause dort," sagte er, „es ist ein prächtiger Mann, der Rosenkönig, aber er schliesst sich zu sehr ab, — das sollte ich nur sein, — so ein Mann wie der, wohlhabend und angesehen; wenn er sich darum bekümmern wollte, der könnte alle Tage Stadtverordneter werden. Aber der kennt nur seine Rosen — sind aber auch schön, — dieses Jahr besonders — na, die eigentliche Blüthezeit ist ja nun vorbei — aber er hat immer noch bis in den späten Herbst welche."

Herr Grund war im Zuge und da musste man ihn ruhig gewähren lassen; es störte ihn nur, wenn man ihm antwortete. So redete er denn von vielerlei, von der grossen Hitze, von der schlechten Ausdünstung der Kanäle im Thiergarten, von einem neuen Eisenbahnproject, dann kam er auf's Häuserbauen und mit einem Male fragte er: „Sie wissen doch, dass der Rosenkönig auch bauen will?"

„Er hat mir nichts davon gesagt,“ meinte ich etwas verwundert.

„Nicht?“ meinte Herr Grund, „das ist doch merkwürdig, da glaube ich doch ganz gewiss, dass etwas dahinter steckt. Bauen kann man es nun am Ende wohl gerade nicht nennen, es ist wohl kaum ein Umbau. Sehen sie, er hat mich um Rath gefragt, weil er die obere Etage seines Hauses, welche seit dem Tode seiner Tante unbewohnt ist, wieder einrichten will. Da ist nun mancherlei zu machen. Neue Tapeten, neue Fussböden, denn die sind auch schon morsch und wacklig in dem alten Kasten; eine Wand soll herausgenommen werden, um aus zwei kleinen Zimmern eins zu machen; und da hat er noch so eine phantastische Idee, er will nämlich oben einen Balkon anbringen mit einer Treppe nach dem Garten hinunter — na meinetwegen, er ist nun einmal so.“

Ich hatte ganz verwundert zugehört: „Er hat ja aber unten Platz genug,“ sagte ich, „was will er denn mit allen den Zimmern noch?“

Herr Grund sah ausserordentlich schlau aus in diesem Augenblicke; seine Augenbrauen zogen sich hoch und sein gutmüthiges rothes Gesicht glänzte vor Vergnügen über seine eigene Pfiffigkeit.

„Erinnern Sie sich wohl noch, liebster Herr Walter, was ich früher einmal zu Ihnen sagte? Marie Werner und der Rosenkönig! Jetzt kommt es zum Vorschein, was ich immer vorausgesehen habe. Wissen Sie wohl noch, dass ich zu Ihnen sagte: Es wird! Sehen Sie, jetzt wird es! Weil er sich verheirathen will, darum baut er." Und Herr Grund sank voll hoher Genugthuung in seine Sophaecke zurück.

So sehr ich auch immer diesen Gedanken von mir gewiesen hatte, so wenig er mir auch früher in den Sinn gekommen war, so hatte ich mich in der letzten Zeit in meiner krankhaften Aufregung schon selber damit gequält und darum erschrak ich, von einem Dritten ihn so fest und bestimmt und mit einer gewissen Begründung ausgesprochen zu hören. Ich versank in grübelnde

Gedanken, und Herr Grund, der meine Zerstreuung bemerkte, erhob sich, nachdem er noch Verschiedenes gesprochen, was ich kaum gehört hatte, meinte, er wolle nicht länger stören und ging.

Wie haben mich meine Gedanken seit der Zeit gequält, bei Tage und in schlaflosen Nächten. Ich erinnerte mich an jeden Blick, an jedes Wort des Rosenkönigs, an seinen ganzen Verkehr mit Marie, an sein eigenthümliches Wesen mir gegenüber, an die Aengstlichkeit, mit welcher jene vermied, mit mir allein zu sein. Wenn ich mit ihnen zusammen war, beobachtete ich beide heimlich, jedes Lächeln, welches sie ihm schenkte, gab mir einen Stich durch's Herz, und als sie einmal stand und ihn freundlich anschaute, und er ihr das lockige Haar streichelte, wollte es mir die Brust zusammenschnüren. Ich sprach zu mir selber: „Dein Thun und Denken ist thöricht,“ und erinnerte mich jener sonnigen Tage, die vergangen waren, aber es gab mir nur Grund zu neuen Quälereien; denn wenn es Wahr-

heit war, was ich fürchtete, fiel dann nicht ein Schatten auf Mariens Reinheit, hatte sie nicht dann ihr Spiel mit mir getrieben?

Und dazu das körperliche Unbehagen; es liegt auf mir wie die drückende Schwüle, die draussen in der glühenden Julisonne brütet. Weisse lautlose Wolken schieben sich am Himmel durcheinander und verdecken zuweilen die Sonne, ohne dass die Gluth sich mildert. Am Horizont haben sie sich zu grauweissen Gebirgen gelagert, die glänzenden Gipfel schauen über den Bäumen hervor.

Die Ungewissheit wird mir unerträglich, ich glaube, ich werde krank, wenn es noch länger dauert. Ich fühle es, diese Angelegenheit muss zu Ende kommen, je eher je besser.

Je eher, je besser — und warum kann es nicht heute sein? Ich will hingehen und sprechen zum Rosenkönig, wie mir um's Herz ist, da wird sich Alles entscheiden. Ich will um ihre Hand bei ihm bitten, ich will meinem Schicksal ins Auge sehen. Nun

mag es sich entscheiden, für mich oder wider mich. Für mich — o, ich mag das Glück nicht ausdenken! — und wider mich? — Die schönste Hoffnung meines Lebens müsste ich zu Grabe tragen! —



Dienstag, den 12. September.

Eine lange Zeit ist verflossen, seit ich die letzten Worte schrieb, eine lange Zeit, von der ich wenig weiss, die nebelhaft verschwommen hinter mir liegt, wie ein wilder Traum, dessen man sich beim Aufwachen vergebens zu erinnern versucht.

Eines Tages war mir, als erwache ich aus langem, unruhigen Schlaf, in dem mich gaukelnde Schreckgestalten geängstigt, ich fühlte mich von einer unbeschreiblichen Mattigkeit durchdrungen, und selbst die Hand zu erheben, welche auf der bunten geblümten Bettdecke lag, däuchte mir eine

Anstrengung. Ich verspürte wenig Verwunderung darüber, dass ich in einem hohen Himmelbette mit bunten Vorhängen von chinesischem Muster lag, und dass durch eine Ritze in denselben ich nach mühsamer Wendung des Kopfes in ein mir ganz unbekanntes Zimmer schaute. Vielleicht waren meine Geisteskräfte noch zu schwach, um sich zu verwundern. Als ich nun so dalag und die bunten Chinesen anschaute, welche auf dem Vorhange Thee tranken oder mit Sonnenschirmen und Fächern in wunderlichen Gärten zwischen niedlichen Felsen und sonderbaren Pflanzen lustwandelten, hörte ich ein leises Geräusch im Zimmer, wie wenn man die Blätter eines Buches umwendet, dann ein Räuspern, welches mir bekannt vorkam und eine grübelnde Bewegung in meinen geschwächten Denkkräften hervorrief. Dabei mochte ich mich unwillkürlich gerührt haben, denn ich hörte Jemanden aufstehen, leise Schritte nahten sich meinem Bette, der Vorhang ward sanft und vorsichtig zurückgeschlagen, und herein

schaute das freundliche besorgte Gesicht des Rosenkönigs.

„Sie wachen!“ rief er, „Sie sind bei Besinnung; o, der Doctor hat Recht gehabt, nun ist Alles gut!“

„Ich war wohl sehr krank?“ wollte ich sagen, allein ich war so schwach, dass ich nur die Lippen bewegen konnte und keinen Laut hervorbrachte.

„Versuchen Sie nicht zu sprechen, seien Sie ganz ruhig, sie dürfen nur schlafen und still liegen,“ sprach der Rosenkönig.

Mir kam, während er sprach, eine dunkle Erinnerung an das, was vor meiner Krankheit war; ich fühlte es wie einen leisen Schmerz in der Gegend des Herzens.

Der Rosenkönig schien das in meinem Gesichte zu lesen, er sprach gleich darauf: „Seien Sie ganz ruhig und denken Sie nicht; es ist Alles gut, Alles,“ und dabei lächelte er mir beruhigend zu; ich musste auch lächeln, denn es kam über mich eine unendliche Beruhigung, und indem verschwamm der Rosenkönig vor meinen

Augen, die bunten Vorhänge erschienen wie ein wogendes Farbenmeer, und ich verlor wieder die Besinnung.

Gegen Abend, es musste so in der Dämmerung sein, erwachte ich noch einmal zu einem Halbtraum, in dem es mir war, als hörte ich flüsternde Stimmen im Zimmer und darunter eine, deren Klang mich mit stiller Beseligung erfüllte, ohne dass ich recht zum Bewusstsein gelangte, weshalb; dann klangen die Stimmen ferner und ferner und verschwammen schliesslich, als sich der Schlaf gänzlich meiner bemächtigte.



Mittwoch, den 13. September

Als ich an jenem Tage entschlossenen Muthes zum Rosenkönig ging, um die Entscheidung meines Schicksals aus seinem Munde zu hören, ward ich wieder ganz

muthlos, als ich in sein Haus eintrat. Ich traf Herrn Grund bei ihm und war eigentlich froh, dadurch noch einige Frist zu gewinnen. Sie sprachen über den beabsichtigten Umbau. Es fiel mir schwer auf's Herz, ich hörte mit peinlicher Aufmerksamkeit zu, immer hoffend, einen Beweis für das Gegentheil meiner Befürchtungen zu hören. Herrn Grund prickelte die Neugier ganz ausserordentlich, das hörte ich aus allen Bemerkungen und Andeutungen. Zuletzt vermochte er sich wohl nicht mehr zu bemeistern, denn er fragte: „Man darf wohl schliessen, Herr Born, dass noch Veränderungen anderer Art in Aussicht sind, welche mit diesem Bau im Zusammenhange stehen — entschuldigen Sie meine Frage —, allein das Interesse . . .“

„O ja, ich denke, dass noch Veränderungen anderer Art in Aussicht sind,“ antwortete der Rosenkönig, und dabei traf mich wieder ein merkwürdiger Seitenblick, so dass ich dachte, er wolle nur nicht mehr sagen in meiner Gegenwart. Ich stand auf und

ging wie zufällig in das Nebenzimmer. Dort lag eine angefangene Malerei auf dem Arbeitstische; es war wieder ein Moosrosenzweig und daneben war in Umrissen ein zweiter Blüthenzweig angedeutet, den ich noch nicht erkennen konnte. Es überkam mich eine Art von Verzweiflung; ich fühlte plötzlich so scharf und drückend das Elende meiner Lage, dass ich alle meine Vorsätze vergass, durch eine andere Thür das Haus verliess und mit eiligen Schritten ins Freie eilte. Es war eine drückende schwüle Luft dort, die Sonne war hinter dem Geschiebe und Gebraue der Wolken verschwunden und die unheimliche brütende Stille unterbrach nur zuweilen ein Windstoss, der den Staub aufwirbelte und die aus dem Thiergarten heimkehrenden Spaziergänger zu grösserer Eile anspornte.

Ich gelangte ins Freie, wo sich rechts der Weg an den letzten Häusern entlang zum Thiergarten hinzieht; ich verfolgte ihn mechanisch, mir war es gleich, wohin er mich führte, wenn es nur einsam war.

Hoch in der Luft jubelte unter dem dräuenden Himmel eine Lerche; es war in dem lauernden Schweigen fast unheimlich anzuhören. Selbst unter die schattigen Kronen des Laubdaches, wo die Dämmerung schon sich lagerte, war die Schwüle geschlichen und hielt Alles umfangen wie mit einem Zauberbann, wie der giftige Hauch einer Schlange, die jeden Augenblick bereit ist loszuspringen.

Zuweilen ging wie banges Ahnen, ein Schauern durch die Wipfel; dann murrte und grollte es näher und näher. Plötzlich machte der Wind sich brausend auf, dass die Wipfel der uralten Bäume ächzten und die Aeste sich knirschend aneinander rieben, und nun war es da, nun stürzte der Regen, nun zuckte es leuchtend durch die grüne Finsterniss, und am Himmel rollte es aufpolternd und dann mit leisem Grollen verhallend dahin.

Die Spannung, der unerträgliche Zustand, in dem ich mich so lange befunden hatte, fing an sich zu lösen, und als ob die ent-

fesselte Natur endlich den lange brütenden Sturm in meiner Brust gelöst hätte, brach ich plötzlich in einen unerbittlichen Strom von Thränen aus. Dann überkam mich, wie ich so in dem strömenden Regen dahineilte, und rings um mich die gewaltige brausende Natur war, eine wilde Lustigkeit; ich jubelte in das Krachen des Donners hinein, ich riss meine Kleider auf und bot meine Brust dem Sturm und Regen dar; mir war zu Muthe, als müsse das brausende All mich jubelnd in sich aufnehmen, und ich im Sturm der aufgeregten Elemente verschwinden und vergehen.

Es war schon ganz dunkel geworden, und das blaue Leuchten der Blitze in den Wasserlachen des Weges und das plötzliche Auftauchen der Bäume mit ihren Stämmen und fein gegliederten Zweigen aus dem Dunkel ist die letzte Erinnerung, welche ich an diesen Abend bewahrt habe. Wie man mich am Morgen in durchnässten Kleidern im heftigsten Fieber auf meinem Sopha fand, und der Rosenkönig

mich sofort, als er es erfuhr, in seine Wohnung bringen liess, das hat er mir dann selber erzählt.



**Donnerstag, den 14. September.**

Ich bin noch etwas schwach; der Doctor hat mir verboten so viel auf einmal zu schreiben, und gestern, als ich eben das letzte Wort schrieb, legte sich eine schöne Hand auf die meine, nahm mir sanft die Feder aus der Hand und trug sie fort, — ich litt es so gern.

Wie soll ich die Zeit schildern, die hinter mir liegt. Wie ich langsam, ganz langsam, immer kräftiger und munterer ward, wie dann die deutliche Erinnerung des Vergangenen kam, und ich den Rosenkönig so unruhig ansah, dass er endlich vom Doctor die Erlaubniss auswirkte, mir Alles zu sagen.

Ich erfuhr, dass ich in meinem Fieber-

traume Alles verrathen habe, was schon längst kein Geheimniss mehr war; aber auch von meinem ganzen Missverständniss war der Rosenkönig unterrichtet worden. Ich musste lachen, als er von meinen sonderbaren Fieberphantasien erzählte. Herr Grund spielte darin eine grosse Rolle, er hatte nach meiner Ansicht eine Klappe in der Wand neben meinem Bette, aus welcher er, wenn es ihm beliebte, hervorschaute und mich ängstigte. Ich hatte oft gerufen: „Macht doch die Klappe zu! Nehmt den grinsenden Philister weg, er zerflückt mir alle Rosen!“ Und dann hatte ich viel von Moosrosen mit grünen Hüten und braunen Bändern gesprochen und dergleichen mehr.

„Nun ist ja aber alles gut,“ schloss der Rosenkönig, „und wenn der Doctor es erlaubt, sollst Du sie auch bald sehen.“

Und nun trat eines Tages Marie mit ihrer Mutter in die Thür. Das schöne Mädchen ging sanft erröthend an mein Bett und reichte mir ihre Hand. Sie setzte sich neben mich; ich hielt ihre Hand in meinen

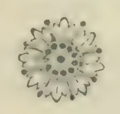
beiden, und wir konnten beide zuerst nicht sprechen und sahen uns nur in die Augen. Dann sassen sie alle drei um mich her, und wir sprachen von allerlei Dingen, und der Rosenkönig und Frau Werner sahen uns mit zufriedenen glücklichen Augen an. Dann kamen die letzten Strahlen der Abendsonne durch das Fenster und beleuchteten rosig Mariens Antlitz, und liessen die bunten Chinesen des Vorhanges durchsichtig erglühen. Unser Gespräch war wie die Abenddämmerung, die nun hereinbrach, so leise dämmerte es hin und verstummte allmählich. Ich hielt noch immer ihre Hand in der meinen und streichelte sie sanft. Die beiden Alten standen auf und gingen an das Fenster, wo ich sie leise mit einander sprechen hörte; ich aber drückte die weiche schöne Hand sanft und fragte fast unhörbar, aber Marie verstand es doch: „Du weisst nun Alles, liebe Marie, willst Du mein eigen sein? Ich habe Dich so lieb, wie nichts in der Welt.“

Sie antwortete nicht, sie zögerte einen Augenblick, dann beugte sie sich sanft über

mich, die weichen Locken wallten um mein Antlitz und ich fühlte zum ersten Male den jungen unschuldigen Mund auf dem meinen. Dann richtete sie sich wieder auf, und wir verharrten einen Augenblick in seligem Schweigen.

Der Rosenkönig trat mit lächelndem Gesicht zu uns und sprach:

„So Kinder, lasst es genug sein für heute; die Zeit, die der Doctor gestattet hat, ist abgelaufen, der Patient muss seine Ruhe haben.“



**Sonntag, den 17. September.**

Es war eine wunderbare Zeit, die Zeit meiner Genesung. Wie sie alle so liebevoll um mich sorgten, mit leisem Schritte durchs Zimmer gingen und flüsternd mit einander sprachen, wenn sie dachten, ich schliefe, — wie sie darauf bedacht waren, mir Freude

zu bereiten. Ich denke noch immer daran, wie Marie mir zum ersten Male Blumen aus dem Garten brachte. Was ist eine Blume doch für ein köstliches Ding, zumal eine Rose. Die zarten röthlichen Blätter, am Ende ein wenig umgebogen, in dichter Fülle sich zu einem Rund schliessend und köstlichen Duft aushauchend. Wie zierlich schliesst sich dann der in zarte Spitzen auslaufende grüne Kelch daran, und dann der mit feinen zierlichen Härchen besetzte Stengel, und die runden sägeförmig gezahnten Blätter, die wieder einen anderen strengeren Duft haben, — wie ist es Alles schön! Ich glaube, das vermag nur ein Genesender zu empfinden, dessen Sinne erst wieder zu neuem Leben erwachen. Und Marie, meine kleine Rose, war sie nicht noch viel schöner? Der Doctor behauptete, ich würde mit einer ganz unerlaubten Geschwindigkeit gesund, er erklärte mich für einen seltenen Fall in zwei Hinsichten: erstens, weil ich überhaupt am Leben geblieben sei, und zweitens, weil ich so schnell mich kräftige. Aber warum sollte

ich auch nicht, es war ja lauter Sonnenschein um mich. Marie war so schön, wenn sie in ihrem hellen Kleide durch's Zimmer ging, um mir etwas zu holen, und sich mit freundlichem Lächeln nach mir umsah, oder wenn sie neben mir sass und mir vorlas, und ich dann manchmal gar nicht zuhörte, sondern sie ansah und mit schönen hellen Farben an dem Bilde unserer Zukunft malte. Oder wenn sie des Morgens kam, frisch wie ein Frühlingsmorgen, oder wenn sie des Abends ging und mir mit einem Kuss gute Nacht wünschte.

Aber viele Stunden war ich auch allein, denn so wollte es der Doctor, da ich noch nicht viel sprechen durfte. Da lag ich denn in dem stillen Zimmer, in dem die Sonnenstäubchen webten, und horchte auf allerlei Töne von aussen, oder ich studirte an meinen bunten Vorhängen, wo sich die Bilder immer wiederholten. Ich verglich die gleichen Bilder mit einander und freute mich wie ein Kind, wenn ich entdeckte, dass auf dem einen Bilde der Zopf des würdigen Chinesen

etwas länger war, als auf dem anderen; oder ich versuchte mathematische Figuren herzustellen, indem ich mir besonders auffallende Punkte durch gerade Linien verbunden dachte; oder ich sann nach, wie wohl die dargestellten Leute heissen möchten, und machte mir wunderliche Namen zurecht, die sehr chinesisch klangen; oder ich dachte mir ganze Gespräche aus, welche die guten Leute mit einander führten, und was so Genesungsbeschäftigungen mehr sind.

Eines Tages erzählte mir auch der Rosenkönig seine Geschichte. Sie war sehr einfach und mir in anderer Auffassung allerdings durch Herrn Grund schon ziemlich bekannt. Seine Grossmutter und seine Tante hatten ihn sehr geliebt, aber auch sehr verzogen und durch diese verkehrte Erziehung einen menschenscheuen Träumer aus ihm gemacht, der vor jeder Berührung mit der Aussenwelt eine bange Scheu besass. Sein einziger Umgang war die Nachbarstochter, jetzt Mariens Mutter, welche einige Jahre jünger war als er. Zu dieser fasste er, als

er erwachsen war und sie nicht mehr so viel zusammen kamen, eine stille aber innige Liebe, welche jedoch von ihr nicht erwiedert, ja wohl kaum geahnt wurde. Das junge lebensfreudige Mädchen war es, das ihn eines Tages, als sie allein mit einander waren, im Laufe des Gespräches aufklärte über die eines jungen Mannes unwürdige Stellung, welche er einnahm. Die Augen des schönen Mädchens leuchteten, wie sie ihm das Leben und Streben eines jungen Mannes schilderte wie sie es sich dachte, in freudiger Arbeit und in beharrlichem Streben nach hohen und edlen Zielen.

Alles, was in seiner Seele schon in dunkler Ahnung gelegen hatte, erwuchs durch diese Unterredung zur Klarheit, und er fühlte schmerzlich, wie unwürdig er dieses Mädchens sei, und wie er darnach mit allen Kräften zu streben habe, ihrer würdig zu werden. Daher der plötzliche Entschluss, in die Welt zu gehen, und alles Andere, was mir durch Herrn Grund schon bekannt war.

Nachher, als sie den Doctor Werner heirathete, hatte es ihn nicht in ihrer Nähe gelitten, und erst nach dem Tode desselben war er zurückgekehrt. Nun lebten beide in einem schönen Freundschaftsverhältniss mit einander.



**Dienstag, den 26. September.**

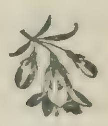
Wie thöricht komme ich mir vor, wenn ich an jene Zeit vor meiner Krankheit zurückdenke, wie unbegreiflich scheint mir meine damalige Verblendung. Jetzt, da mir Alles klar ist, was hinter mir war, da mein froher Blick in die Zukunft sieht wie in eine schöne, sonnig klare Herbstlandschaft, wo Alles in gedämpftem Golde schwimmt, wo das Nahe so schön ist und das Ferne fast noch schöner, da fasse ich kaum, wie mein Kopf ein solcher Tummelplatz von

Nebelwolken und schreckhaften Einbildungen sein konnte.

Ich wohne seit einiger Zeit schon wieder in meiner Wohnung, weil der Bau in des Rosenkönigs Hause nun wirklich begonnen hat. Das ist dort ein Rumoren und Wirthschaften im oberen Stockwerk, ein Messen, Sägen, Hoboln, Kleben und Streichen, dass es eine Art hat, denn Alles soll vor dem Winter noch fertig werden. Der Rosenkönig und Mariens Mutter hatten damals längst bemerkt, wie es zwischen mir und Marie stand, und da wollte der Rosenkönig ganz stille uns eine Wohnung herrichten, und dann sollten wir dort wie eine einzige Familie wohnen; so war sein Plan. Sie erwarteten immer, dass ich mich aussprechen sollte, und daher kam Alles, was ich so schief aufgefasst hatte.

Ich kann mein Glück zuweilen noch gar nicht fassen; auf einem einsamen Spaziergange im Thiergarten warf ich gestern mit einem Male meinen Hut in die Luft und fing laut an zu jauchzen, so dass ein

würdiges, in einiger Entfernung lustwandelndes Ehepaar sich entsetzt umsah und mich mit verwunderten Augen betrachtete.



Freitag, den 20. October.

Vorgestern waren wir alle vier hinausgewandert in's Freie. Es war ein wunderschöner sonniger Spätherbsttag, und wir sassen auf der Anhöhe im Thiergarten, wo man hinausschaut in die weite Ebene. Aus dem bräunlichen Grün der Bäume blinkten zierliche weisse Villen, und ringsum lag der freundliche Sonnenschein. Neben mir sass Marie und lehnte ihren Kopf an meine Schulter, und wir schauten nach den weissen glänzenden Sommerfäden, welche im leisen Luftzug dahinschwammen.

Und als ich am Abend nach Hause kam, sass ich in stillem Sinnen noch lange und dachte meinem Glücke nach.

Denn das Herrlichste, was der Mann auf dieser Welt erlangen kann, das ist ein liebes, schönes und getreues Weib; denn die wahre Liebe ist das Bleibende, Bestehende, der stille schöne Stern, an dessen ruhigem, mildem Schein wir uns kräftigen und trösten, wenn Alles sich uns entgegenkehret. Wohl dem, der sie gefunden. Ich aber weiss nicht, wie ich dessen würdig bin und wie ich es verdienen soll. Ich habe nie gestrebt nach dem strahlenden Sonnenglanze des Ruhmes, ich habe mir nie gewünscht auf der blendenden Höhe des Lebens zu wandeln. Aber was ich mir wünschte, ein stilles zufriedenes, erwärmendes Loos, ich habe es gefunden — und gebe es Gott Allen, die sich darnach sehnen.







# DER GARTENDIEB.





Herr Doctor Barten war ein behaglicher vermögender Herr und lebte in meiner Vaterstadt in einem alten, aber wohnlichen Hause, darin schon viele Geschlechter der Bartens geboren und gestorben waren. Diese, seine Vorfahren, pflegten die Störche, welche ebenfalls in vielen Generationen seit Menschengedenken auf einem alten Thurm der früheren Stadtmauer, der an den grossen Garten des Hauses angrenzte, genistet hatten, als ihre Familienstörche zu betrachten und diese auf die Fortpflanzung der Menschheit so eifrig und liebenswürdig bedachten Vögel hatten auch stets ihre Pflicht erfüllt bis auf den jetzt lebenden Repräsentanten der Familie, welcher kinderlos geblieben war. Seine Frau war ihm nach

mehrjähriger Ehe gestorben, seine medicinische Praxis, welche niemals bedeutend gewesen war, hatte er längst aufgegeben und so lebte er einzig seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien, seinen physikalischen und chemischen Studien und vorzugsweise seinem grossen und wohlgepflegten Garten, in welchem er die herrlichsten Blumen und Früchte erzog.

Wenn man Herrn Barten begegnete, wie er in sauberen und schönen Kleidern, einen Stock mit blankem Goldknopf in der Hand, mit freundlicher Würde seinen Abendspaziergang machte, und wenn man ihm dann in das rosige wohlwollende Antlitz sah, so konnte man nicht begreifen, dass, besonders bei dem niederen Volke, eine furchtsame Scheu vor diesem Manne herrschte, dass, wenn er vorbei war, die alten Mütterchen die zitternden Köpfe zusammensteckten und sich dunkle und unheimliche Dinge ins Ohr flüsterten, und dass in der Stadt bei allen geistig Armen das Gerücht ging, der Doctor Barten sei ein zweiter Doctor Faust und

brüte in seinen Phiolen und sonderbaren Glastöpfen allerlei schnöde Entsetzlichkeiten aus. Wodurch diese Gerüchte entstanden waren und bestärkt wurden, das soll hier erzählt werden.

Herr Doctor Barten hatte einen Kummer, der ihm schon manche schlaflose Nacht bereitet hatte, nämlich die besten Früchte seines Gartens, gerade diejenigen, welche er mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt und deren Heranreifen er mit stiller Gärtner-Freude beobachtet hatte, wurden ihm meistens in einer schönen Nacht gestohlen. Er hatte mancherlei Mittel angewendet, allein sie waren erfolglos geblieben. Einmal hatte er einen Hund gekauft, der als der bissigste Köter des ganzen Umkreises bekannt war, und dachte an ihm einen fleissigen Diebswächter zu gewinnen. Dieses struppige Thier rannte nun auch die ganzen Nächte mit glühenden Augen in dem Garten umher und bellte jedes fallende Laub an. Da sein Thatendrang jedoch hierdurch nur mässig befriedigt wurde, so vergnügte es

sich nach dem Gebrauch aller frommen Hunde, welche bekanntlich den Mond als ein göttliches Wesen verehren, damit, diesem glanzvollen Gestirn in langanhaltenden Hymnen seine Ehrfurcht zu beweisen und dadurch die nächtliche Ruhe der ganzen Nachbarschaft gründlich zu vernichten. Eines Tages erhielt Herr Barten folgenden anonymen Zettel:

Geehrter Herr Docter!

Wenn sie als eine geleerte Person nicht mehr einsicht von Ihren Hundegebell haben, das meine Frau mit Ihren drei Kindern am meisten des Abends dadurch beunrugt werden, so sehe ich mir genöthigt, das ich mit dem Besenstiel komme und Letzten das Gebell für immer ablerne.

Ein Nachtbar.

Der Doctor beachtete diese Zuschrift nicht weiter, denn er war entzückt über den Hund. Die Spalierkirschen waren seit drei Jahren zum ersten Mal vollständig eingeerntet worden, überhaupt, es war, seit dieser grimmige Wächter in dem Garten

hauste, noch kein Krautstengel daraus entfremdet. Er hatte diesem Köter freilich auch noch manches Andere nachzusehen. Nicht immer schien der Mond und auch wenn er geschienen hätte, so kann man es doch selbst von dem frömmsten Hunde nicht verlangen, dass er unablässig seiner Gottheit Hymnen singt. In solchen Zeiten erfreute sich Rauhbein, so war der Name dieses Thieres, an dem Vergnügen der Jagd, und spürte den unterirdischen Gartendieben, den Mäusen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel und Familienwohnungen nach. Der Tod einer solchen Maus ward sehr theuer, denn eine Anzahl von ausgekratzten seltenen Pflanzen und Kräutern lag gewöhnlich als kostbarer Grabschmuck um den kleinen Leichnam. Auch Christian Bohmhamel, der alte Gärtner des Doctors, kam eines Sonntags Abends wehklagend zu seinem Herrn: „Dieser Hund is ein Undiert von eine Karnalje. Ich darf mir 'sAbens spät ja garnich mehr in den Garten sehen lassen. Geh ich eben den grossen Steig lang, indem dass

ich meine Pfeif' hätt' in die Schasmin-laube liegen gelassen, da jagt der infamigte Töl durch den grünen Kohl und springt über die Rabatten un beisst mir in die Waden, dass ich denk', ich soll an die Wand in die Höh laufen und dreimal Kopfheister schiessen. Na ich hau ihm ja nu eins rüber und da merkt er ja, dass ich das bin un lässt mir los un klemmt den Swanz mang die Beine und jault sich in die Gebüsche. Un das mit die Waden is ja nich slimm un heilt woll wieder, aber in meine neue sonndagsche Hose, die der Herr Doctor erst fünf Jahre getragen hat, da hat mich das Biest ein dreikantiges Loch gerissen, as 'ne Hand gross."

Herr Barten legte ein Pflaster auf diese Wunde in Gestalt eines Sechzehnschillings-Stückes und freute sich im Stillen über seinen wachsamen Hund. Diese Freude sollte nicht lange dauern. Zwar machte der zornige Nachbar seine Drohung nicht zur Wahrheit, aber als die Pfirsiche reif wurden, lag eines Morgens Rauhbein mit dem letzten

Zipfel einer vergifteten Wurst im Maule todt an der Gartenmauer und die Pfirsiche waren bis auf einen unbedeutenden Rest verschwunden.

Später machte Herr Barten einmal den Versuch, zur Zeit als die Melonen in den Glasbeeten heranreiften, den alten Gärtner selber des Nachts wachen zu lassen. Er ward mit einer blind geladenen Flinte ausgerüstet und setzte sich in die „Schasminlaube“, von welcher aus man einen ungehinderten Blick auf die hintere, an einen Feldweg stossende Begrenzungsmauer des Gartens hatte. Einige Nächte gingen ohne jegliche Störung vorüber, aber dann trat ein Ereigniss ein, welches dem Nachtwächterdienst des guten Bohmhamel auf immer ein Ende machte.

Der alte Gärtner war ein Talent in seinem Fache und Bäume, Kräuter und Blumen gediehen unter seiner Hand wie von selber, allein er hatte eine Schwäche, das war die Neigung zu Kaufmann Schwuppdich's Doppel-Kümmel, welche Leidenschaft

ihn veranlasste, seinen inneren Menschen ebenso fleissig zu begiessen als seine Pflanzen. Dieser emsige Kultus war denn auch im Laufe der Zeit von Erfolg gekrönt worden und hatte in seinem verwitterten Antlitz die Nase wie eine Purpurrose aufblühen lassen, ein gärtnerischer Erfolg, welcher allerdings nicht von ihm beabsichtigt worden war, und welcher ihm bei der gottlosen Strassenjugend den Beinamen „Bohmhamel mit 'n Brandgiebel“ eintrug. In Folge dieser Kümmel-Neigung war der Alte des Abends gewöhnlich in einer versöhnlich heiteren schlafseligen Stimmung und vielleicht für den Posten eines Nachtwächters nicht gerade vorzugsweise geeignet. Er hat übrigens die Geschichte dieser vorhin erwähnten Nachtwache selber sehr oft erzählt, und sie möge mit seinen eigenen Worten hier folgen.

„Ich setz' mir also wieder mit meine Flint' in die Schasminlaube un hatt' mich von wegen die Langeweile, un indem es doch Nachtens kühl wäre, ne Buddel von

Schwuppdichen seinen dopfelten Kähm bei mich hingesetzt. Un sitz da un simelir', un denk', ob woll heute so'n infamigter Spitzbube mich in die Mangel käme. Un war ganz still in den Garten, blos dass mannig Mal ein Appel von'n Baum fiel, oder dass hinter mich in das Gebüsch was ruschelte. Aber das hört' ich woll, das war ein Sweinigel un fung sich Mäus'. Wie ich nu so sitz un kuck die swarze Mauer an, da wird es da so hell hinter, un ich wunder mir un denk' das brennt wo, un wie ich nu immer so kuck un kuck, da kömmt was Rothes hinter die Mauer raus, un es is blos die Mond. Wie es nu so hell wird, seh ich auch die Adebor auf den ollen Stadtthurm, un steht auf einen Bein un hat den Snabel unter die Flüchten gestochen un släft, un ich denk', for mir wäre es doch man 'n slechtes Plesir, wenn ich da baben auf'n Stadtthurm auf einen Bein stehen sollt' un slafen, da süss' ich doch liebersten in die Schasminlaub' un wacht'. So kuckt' ich nu immer umschichtig die Mond un die Adebor an un mang durch

nähm ich auch woll'n kleinen Kähm, denn die Luft kam kühl von die Wischen. Un nu weiss ich nich, darüber muss ich woll so'n Bischen eingedrust sein, denn mit'n Mal wach ich auf, weil mir immer was an meinen Fuss zuppt. Ich verfehre mir ja nu ganz mordsbannig, denn bei meinen Fuss is nichts nich zu sehen un doch zuppt es immer, dass der Fuss immer orndtlich hoch geht. Ich werd' nu aufspringen un nach meine Flint' greifen, ja da is aber oben in den Lauf sowas wie'n Fedderbusch. Ich fass' es an un zieh' es raus — hat mich da einer ne gäle Wöttel reingestochen. Da krieg ich es aber mit die Wuth un kuck mir ganz fühnsch um, un krieg' denn auch richtig einen swarzen Kerl zu sehen, der grad unter die Mond auf die Mauer sitzt. Ich denk': «Täuw, dir will ich aber mal glupsch verfehren!» un leg' meine Flint' an, und da sagt es «plarr», as wenn einer Wasser auf die Erd' giesst, un mit 'n Mal reisst es mich die Beine untern Leib weg, un in 'n Fallen drück ich ab, aber die Flint'

geht nich los, bloss der Zündhütchen macht «Knack», un ich fall auf mein Hintergestell un wunder mir un rallög. Der swarze Kerl springt aber von die Mauer runter, un nu fung es hinter die Mauer so deubelmässig an zu lachen, dass mich ganz gräsig zu Muth wurd', denn ich dacht', so deubelmässig lachen könnt' bloss der Deubel selbsten. Un dann hört' ich wie es wegluf. Als ich nu meine Flint' wieder anfasste, da war ihr ganz nass, un ich riech' da an un es riecht wie Kähm un ich lick' da an un es smeckt wie Kähm, un es war auch Kähm, denn diese hinterlistige Deubelsbrut hatte mich Allens, was noch in die Buddel war, in die Flint' gegossen un da as Proppfen eine gäle Wöttel aufgesteckt. Wie ich nu aufsteh' un will mit sweren Herzen nach meine Melonen sehn, da sleppt mich immer was an meinen Fuss un zieht mir, un as ich zuseh', hat mich dieser dopfelt distillirte Spitzbube ne lange Sacksband am Fusse gebunden un mir damit umgezuppt. Als ich aber hinkomm' nach meine Melonen, ach

du meine Zeit, da hätte da eine Eule gesessen, un sie wären alle futsch, un wären doch noch kein Jahr so schön gerathen."

Bohmhamel wurde, wie gesagt, von dieser Zeit ab mit Nachtwächterdiensten nicht weiter belästigt, und die Garten-Diebstähle wurden ungestört fortgesetzt. Herr Barten wälzte allerlei sonderbare Pläne in seinen Gedanken, jedoch konnte er zu keinem Resultat kommen. An einem schönen Herbstmorgen machte er einen einsamen Spaziergang ins Freie und grübelte über seiner Lieblings-Idee, ob es nicht möglich sei, die Gartendiebe auf dieselbe Weise zu fangen, wie er sich einst Adi Piepenbrink's bemächtigt hatte. Adi Piepenbrink war ein Häuptling der Strassenjungen des benachbarten Viertels und genoss bei seinem Stamme grosses Ansehen. Er war von dem dieser ganzen Korporation gemeinsamen Hass gegen alles Blanke, Polirte, Frischgestrichne, Unbeschmierte und Anständige erfüllt und verachtete unbeschreiblich jene wohlgekleideten jungen Altersgenossen, welche in den untern

Klassen des Gymnasiums Humaniora studirten. Es bereitete ihm eine diabolische Genugthuung, wenn sich einer dieser wohlgesitteten jungen Männer in seine Strasse verirrte, wo er ihn allein hatte. Er überfiel diesen jungen Patrizier dann plötzlich, indem er das Kriegsgeheul seines Stammes ausstiess, aus dem Hinterhalt und zwang ihn zu einer entehrenden und demüthigenden Ceremonie, welche darin bestand, dass er den Eindringling dreimal an seinen Holzpantoffel riechen liess. Wollte der Fremde diese Bedingung nicht erfüllen, so suchte er durch eindringliche posteriore Bearbeitung mit demselben Holzpantoffel ihn seinen Wünschen geneigt zu machen. Dieser Adi Piepenbrink hatte nun eine zärtliche Besorgniss für die mit einem blankpolirten Messinggriff versehene Hausthürglocke des Doctors, indem er wahrscheinlich der Meinung war, diese Vorrichtung möchte, da der Doctor so wenig Besuch erhielt, durch Mangel an Gebrauch einrosten und unbrauchbar werden. Er hielt es deshalb für

seine Pflicht, jedes Mal, wenn er vorbei kam, einen kräftigen Zug an dieser Klingel zu thun und war dann, wie man wohl bemerken konnte, sichtlich erfreut, wenn er die bellende, langsam aushallende Stimme der Glocke durch das Haus schallen hörte. Da er nach Art aller ächten Wohlthäter unbekannt zu bleiben wünschte, so hatte er bei diesem Act bereits die Holzpantoffeln in der Hand und jagte nach der That barfüssig und schnellbeinig um die Ecke. Man hatte ihn jedoch eines Tages entdeckt und da man seine Wohlthaten missverstand, stellte sich Bohmhamel mit einem schwanken Röhrlein im Thorweg auf die Lauer. Aber er sollte beim ersten Male schon einsehen, dass er mit seinen zittrigen Kümmel-Beinen der Schnelligkeit dieses jungen Helden nicht gewachsen war.

„Herr Doctor,“ sagte er, „dieser langschinkigte Bengel is mich zu fix, er könnte ja doller rönnen as eine Lakemetive un ich könnte mich die Zunge aus dem Halse jappen, wenn ich ihm fasst kriegen wollte. Aber

das sag' ich Sie, Herr Doctor, kriegte ich ihm mal, dann wollte ich ihm seine Schinkens gehörig ins Salz legen."

Herr Barten verfiel, als dieser Unfug kein Ende nahm, auf eine geniale Idee. Er setzte seine galvanische Batterie mit dem nöthigen Zubehör in Gang, brachte den einen Pol durch eine isolirte Drahtleitung mit dem Klingelzug, den andern ebenso mit der darunter liegenden eisernen Platte in Verbindung, postirte Bohmhamel mit dem bekannten Röhrchen hinter den Thorweg und wartete des Resultates seiner Fangvorrichtung. Es ist bekannt, dass, wenn man die beiden Handgriffe eines solchen galvano-electrischen Apparates erfasst, so dass der Strom durch den Körper geleitet wird, es unmöglich ist, die Griffe loszulassen, weil die Hände durch die Wirkung der Elektricität gezwungen werden, sich zu schliessen und immer fester anzukrampfen.

Nach einer Zeit vergeblichen Wartens scholl plötzlich ein wahnsinniges zeterndes Klingeln durch das Haus. Herr Barten sah

aus dem Fenster und, siehe, der Fisch sass an der Angel und zappelte erbärmlich, sich wieder zu befreien. Zugleich erfüllte ihn das grauenhaft Geheimnissvolle dieses Vorganges und das erschütternde Gefühl, welches der elektrische Strom in seinem Körper hervorbrachte, mit entsetzlicher Angst, welche er durch ein erbärmliches Geheul zur Genüge kund gab.

„Warte nur," sagte Herr Barten, „Bohmhamel kommt gleich." Und Bohmhamel kam mit dem Röhrchen und legte dem Jüngling die Schinken ins Salz, wie er versprochen hatte, und seine Nase strahlte doppelt im Widerschein innerer Genugthuung, denn eine alte Rechnung ward ausgeglichen; Adi Piepenbrink war nämlich der Erfinder des „Brandgiebels," was der Alte wohl wusste. Nachdem sich bereits einige vor Entsetzen starre alte Weiber rings gesammelt hatten, unterbrach der Doctor die Leitung, und wie ein Pfeil flog der befreite und heulende Adi um die Ecke. Von jetzt ab ging er stets nur auf der andern Seite der Strasse und

wagte kaum einen scheuen Blick auf den verhängnissvollen Klingelzug.

An diese Geschichte dachte Herr Barten bei seinem Herbstmorgen-Spaziergang, denn er hoffte noch immer einen Ausweg zu finden, bei seiner Gartenmauer eine ähnliche wirksame Construction anzubringen. Aber bei der grossen Ausdehnung der Mauer und wegen sonstiger in der Natur der Sache liegender Hindernisse war die Erfüllung dieser Hoffnung wohl ziemlich illusorisch. „Wenn ich nur ein einziges Mal einen Kerl auf der Mauer festmachen könnte und ein paar alte Weiber es mit ansähen, so wäre mir geholfen,“ dachte er. In diesem Moment ward ein Heuhaufen, der an seinem Wege lag, lebendig, ein junger Mensch, der dort übernachtet hatte, wühlte sich hervor, strich sich die Heuhalme aus dem Gesicht und starrte ziemlich verschlafen in die Welt. Wie ein Blitz ging Herrn Barten ein Gedanke durch den Sinn. Er liess sich mit diesem jungen Landfahrer in ein Gespräch ein und vernahm, dass es ihm

zu Hause nicht mehr gefalle und er nun sich nach Hamburg durchfechte, um dort eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Amerika zu gewinnen. Geld habe er nicht, er wolle aber in Amerika Gold graben und reich werden und wiederkommen und seine Verwandten ärgern, dass sie schwarz würden. Dies waren seine Vorsätze. Herr Barten fragte ihn, ob er wohl lieber mit der Eisenbahn nach Hamburg fahren möge, als sich durchfechten. Dagegen hätte er garnichts, war die Antwort. Ob ihm wohl mit einer Empfehlung gedient sei, die ihm freie Ueberfahrt nach Amerika verschaffe? Der junge Mensch meinte, zum Narren halten liesse er sich nicht, und alte Leute sollten solche Witze nicht mehr machen. Ob er wohl auch ein wenig Reisegeld nicht ausschlagen würde? Nun wurde der Jüngling aber wirklich böse und machte allerlei anzügliche Bemerkungen. Herr Barten aber sprach:

„Dies Alles sollen Sie haben, wenn Sie mir einen Gefallen thun.“

Der Landstreicher meinte, darauf sei er neugierig.

„Es giebt aber Prügel dabei," sagte Herr Barten, „Sie müssen sich von meinem Gärtner durchprügeln lassen!"

Der Fremdling kraute sich hinter den Ohren und machte ein bedenkliches Gesicht, er fing an den alten Herrn für verrückt zu halten.

„Sie können sich ja etwas unterstopfen!" meinte Herr Barten pfiffig."

„In der Schule nahmen wir einen Atlas," sagte der Fremde schnell, „aber der Lehrer merkte es am Klappen!"

„Mein Gärtner merkt nichts," tröstete der Doctor, „und je mehr es klappt, desto besser ist es. Der Atlas ist gut; mein kleiner Stieler wird gerade das Format haben. Bleiben wir bei dieser Idee."

Dann entwickelte er dem jungen Menschen seinen Plan. Nachdem dieser eingewilligt hatte, schritt der Doctor langsam und würdevoll wie gewöhnlich der Stadt zu.

Der Fremde blieb eine Weile stehen und lachte kopfschüttelnd in sich hinein. Dann schwenkte er seinen Stock um sein verwegenes Haupt und folgte der Spur des Doctors in gemessener Entfernung.

Am Abend desselbigen Tages zur späten Dämmerungszeit hatten einige alte Mütterchen, welche in den Gräben Gras für ihre Ziegen geschnitten hatten und nun mit ihrer Last den Feldweg, der am Garten des Doctors vorüberführte, entlang kamen, einen seltsamen Anblick. Auf der Gartenmauer ritt ein junger Mensch, der einen Sack mit Obst vor sich liegen hatte, und ganz erbärmlich schrie und wimmerte und sich mit sichtlicher Anstrengung von der Mauer, welche jedoch seine Sitzgelegenheit vermöge einer geheimnissvollen Kraft unwandelbar festhielt, zu befreien suchte. Die alten Mütterchen, welche hörten wie er klagte, er sei gebannt und könne nicht los von der Mauer, wendeten wie auf Kommando die Gesichter einander zu und nickten so heftig, als wollten sie sich die

Köpfe abwackeln, denn vor Entsetzen war ihnen die Sprache vergangen. Das Geschrei des Gebannten lockte noch mehr Menschen aus der Umgegend herbei und alle standen sie und folgten mit zitternden Knieen und geöffneten Mäulern dem entsetzlichen Verlauf der Dinge.

Plötzlich ward eine Leiter auf der andern Seite angelegt und Bohmhamels Antlitz tauchte roth wie der aufgehende Mond neben dem Fremden hervor.

„Szü, szü, da haben wir ja den Appeldieb," rief er, „das glaub' ich woll — Goldpepängs — da lickmündt woll Mannigein nach. Nu kommt abersten die Sosse zu die Appels!" Schwabb! klappte sein Röhrchen auf den Stieler'schen Atlas und der Fremde heulte wie ein homerischer Held.

„Ihr Bambusen-Volk Ihr. Was ich hier in Wochen un Monats — schwabb — mit meinen sauren Switz grossgesogen hab — schwabb — das stiehlt mich so'n dreidrähtigen Spitzbuben — schwabb! schwabb! — in einen einzigten Abend! Ja, wenn mein

Herr Doctor nicht wär'. Meint Ihr denn, Ihr Dämelacks, dass mein Herr Doctor nich ebensogut einen an 'ne Mauer festmachen kann, as an 'n Klingelzug?"

Die tiefe Stimme des Doctors erklang plötzlich hinter der Mauer und eine Todtenstille entstand, selbst der Delinquent hörte auf zu winseln.

„Es ist genug, Bohmhamel," sagte er, „er wird's nicht wiederthun. Ich will ihn losmachen."

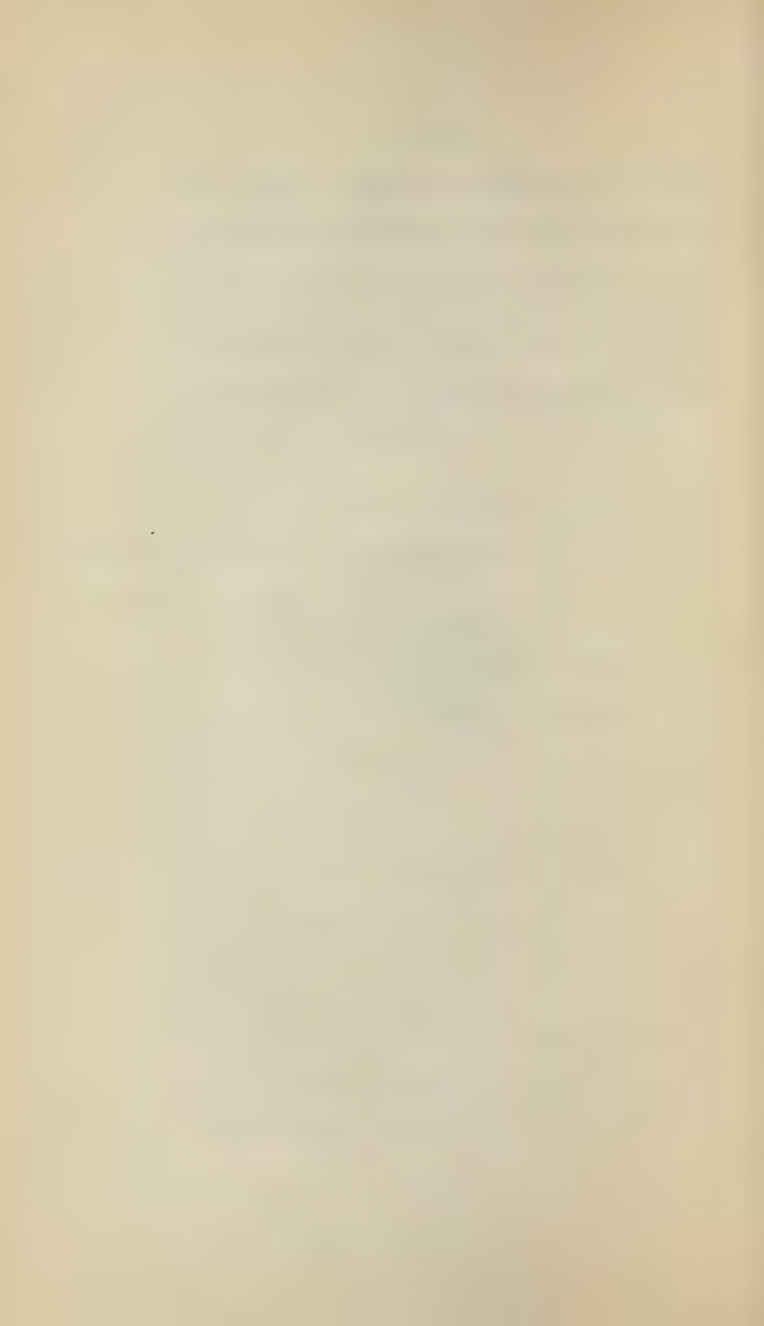
„Abrakadabra! Sei los und frei!"

In demselben Moment schnellte der Fremde wie durch eine Sprungfeder getrieben von der Mauer empor, sprang mit einem mächtigen Satz auf den Weg und verschwand eilends in der Dunkelheit. Dass aber desselbigen Abends Bohmhamel mit grosser Geschicklichkeit den Fremden auf den Bahnhof spedirte und ihn mit einem Billet nach Hamburg in den Zug setzte, ist von Niemandem weiter bemerkt worden.

Von dieser Zeit ab aber war Herrn Bartens Garten wie gefeit und kein Kohl-

strunk ward jemals aus ihm entfremdet. Denn die Dummen glaubten an Zauberei, und die Klügeren fürchteten eine geheimnissvolle physikalische Vorrichtung, wie sie einst Adi Piepenbrink so jämmerlich zu Fall gebracht hatte.







DER GUTE ALTE ONKEL.





Der gute alte Onkel bin ich. Wenn man mich fragen wollte, wie es gekommen ist, so kann ich nur sagen, dass die gütige Vorsehung mich wohl dazu bestimmt hat, denn es ist ein Beruf, der mir ausnehmend gefällt. Wer es nicht erlebt hat, der glaubt es gar nicht, wie schön es ist, ein alter Onkel zu sein. Aber das muss man sagen, es gehören auch solche Brüder und Schwestern dazu, wie ich besitze, vier Brüder, die alle verheirathet sind, und drei Schwestern, die auch alle verheirathet sind. Alle haben sie Kinder und von den Kindern haben manche schon wieder Kinder; da lohnt es sich denn doch, Onkel zu sein.

Ich habe mich nun eben nicht verheirathet, denn es ist mir nicht gelungen. Es

war eine Zeit, da dachte ich oft daran und ich malte mir so schön aus, wie es sein würde. Da war in meiner Phantasie ein kleines Haus in der Vorstadt, das lag in einem Garten ganz heimlich und schön, wie ein Nest im Grünen. Und in dem Hause war Alles so vorzüglich und anmuthig eingerichtet, wie es eigentlich wohl nur in idealen Häusern vorkommt, die es gar nicht giebt. Ich hatte dort in meiner Phantasie ein wunderbares Studirzimmer mit einem Erkervorbau, in welchem Blumen waren, und mit einem geräumigen dunkelbraunen Schreibtisch, der mit Allem bedeckt war, das man nur irgend zum Schreiben nöthig hat. Mächtige, schön verzierte Bücherschränke standen an den Wänden, und sie waren alle gefüllt mit sauber gebundenen Büchern, deren Inhalt das Beste war, was die Menschheit gedichtet und erdacht hatte. Mit dem Studirzimmer stand ein zweites kleineres in Verbindung, in welchem meine Sammlungen und Instrumente befindlich. Dort waren schimmernde Krystallbildungen und glänzende

Erzstufen, Versteinerungen aller Arten, die Ueberbleibsel urweltlicher, untergegangener Bildungen und Schmetterlinge und Käfer, die Zeugen des neuesten und jüngsten Lebens, Alles in sauberen Kästen sorgfältig geordnet. Neben dem Studirzimmer sollte dann ein Anbau sein, in dem ein Vogelhaus befindlich. Die Thür konnte geöffnet werden, und durch das leichte Drahtgitter sah ich dann von meinem Schreibtisch aus in den grünen sonnigen Raum, in dem ein Springbrunnen plätscherte und die kleinen Vögel flatterten und sangen. Wenn ich nun genug gearbeitet hätte und über den Flur ginge und die Thür öffnete, da würde ich wieder in andere Zimmer kommen, in denen man gleich das Walten einer Frauenhand bemerkt, denn Alles ist zierlicher und schöner eingerichtet, und ein Hauch des Friedens und der Anmuth schwebt über den Dingen. Und da würde meine Frau mir entgegenkommen, sehr schön, aber sehr einfach gekleidet, mit etwas zierlichem Weissen um den Hals, und sie würde ihren gelben Gartenstrohhut mit

dem blauen Bande auf das helle Haar setzen und an meinem Arme in den Garten gehen. Dort würden wir die herrlichen und seltenen Blumen betrachten, welche wir beide pflegen, und allerlei schöne Pläne für die Zukunft spinnen und würden sehr glücklich sein.

Ja, so war es Alles in meiner Phantasie. Wie meine zukünftige Frau nun beschaffen sein sollte, das war ganz genau bestimmt. Sehr schön sollte sie sein, aber nicht eine sonnenhafte Schönheit, der sich Alles beugt, sondern eine sanfte, milde, deren Antlitz der Spiegel von Güte des Herzens und Innigkeit des Gemüthes ist. Sie sollte mittelgross und von einer sanften Rundung aller Formen sein, ihre Stimme wohllautend und ihr Sinn gemässigt heiter. Sie sollte sein wie die Sonne, wenn ich komme, und wie der Mond, wenn ich gehe.

Aber es ist ein eigenes Ding um die Phantasiegestalten. Da war nun in Wirklichkeit ein kleines Mädchen, die hatte von alledem sehr wenig, aber sie war ein fröhlicher Schmetterling und sang und trällerte

den ganzen Tag. Sie hatte zwei lachende braune Augen und dunkles lockiges Haar, das sie gern um das Köpfchen schüttelte, und wenn sie ins Zimmer trat, so war mir gerade, als wenn die Sonne plötzlich hinter den Wolken hervorglänzt. Ihretwegen hatte ich bald die ganze Phantasiegestalt vergessen, aber als ich dachte, der schöne Schmetterling sei mein, da flatterte er fröhlich zu einem Andern. Das war eine recht betrübte Geschichte und mir wird noch jetzt oft ganz wehmüthig, wenn ich daran denke. Doch das sind Träume und Dinge, die vergangen sind; genug, es ist mir nicht gelungen, mich zu verheirathen, und mich dünkt, in dieser schwierigen Welt da ist es so leicht auch nicht, wie es wohl manchmal den Anschein hat.

Ich habe nun tapfer mein liebebedürftiges Herz an fremdes Glück anranken lassen. Und Gott sei Dank, dazu ist mir die ausbündigste Gelegenheit gegeben. Ich habe sieben Erstgeborene erlebt, welche alle ausnehmende unbegreifliche Wunderkinder vor

Gott und den Menschen waren. Und dann noch viele, viele Nachgeborene von nicht ganz so wunderbarer Natur, indem die Vorgänger schon viel davon vorweggenommen hatten, allein sie waren doch auch höchst merkwürdige Kinder, welche durch ihre ungewöhnliche Vollendung in den Augen ihrer Mütter als seltene Ereignisse dastanden. Allen diesen Kindern war ich der gute Onkel, und da nun die älteren schon erwachsen sind und einige schon selber Kinder haben, so bin ich nun allmählich der gute „alte“ Onkel geworden.

Da sind nun die Mädchen, braune und blonde, kleine, die sich schmeichelnd an mein Knie drücken, grössere, die mir lustig entgegenspringen, und erwachsene, die mich sittig begrüssen; da sind die Jungen vom krabbelnden Knirps bis zum ernsten Mann, alle mit dem Familienzug und doch alle verschieden, wie man es nur denken kann. Und das Alles wächst vor mir auf, mich kennend und liebend, mir angehörig, meine Freude, meine Sorge und

mein Stolz, — und da soll man nicht glücklich sein?

Ei, und da hatte ich auch genug zu thun. Wie viele Berathungen habe ich nicht mitgemacht über die ersten kurzen Kleider und über die ersten Höschen und über die ersten Bilderbücher. Dann, wenn sie grösser wurden, über die Schule und dergleichen. Ja, ich bin mit der Zeit eine Autorität in solchen Dingen geworden und mein Wort ist allen Müttern gewichtig. „Onkel Ludwig hat's gesagt," ist ein nicht gering anzuschlagendes Argument und giebt oft den Ausschlag, wenn Papa nicht einwilligen will.

Ich danke ferner dem Schöpfer, der mir ein gutes Gedächtniss für die Spiele meiner Kindheit gegeben hat. Kann wohl irgend Jemand so exemplarische Drachen, Wind-, Wasser- und Sandmühlen bauen, als ich; weiss wohl Jemand so viele lustige Spiele anzugeben, so viele Kinderspässe und Scherze, so viele Märchen und Geschichten zu erzählen? „Onkel," sagte neulich mein Grossneffe Friedrich, genannt Fidde, zum Unter-

schiede von Friede und Fritz, welche seine Vettern sind und eigentlich auch Friedrich heissen, „Onkel,“ sagte er mit ernster Miene, „ich glaube, es giebt gar nichts, was Du nicht kannst!“ Ja, so berühmt bin ich! —

Da ich gerade sieben verheirathete Geschwister habe, so brauchte ich nie in Verlegenheit zu sein, meine Abende zuzubringen, denn ich dürfte nur alle Abende zu einem andern gehen und Sonntags zum Aeltesten, der das Haupt der Familie ist. Allein das thue ich nun doch nicht, denn das würde Tante Veronica übel nehmen, wenn ich so wenig häuslich wäre. Man darf aber nicht schliessen, dass Tante Veronica wirklich meine Tante ist, sie ist sogar nicht einmal mit mir verwandt, sondern nur eine alte, prächtige Dame, welche mir die Wirthschaft führt. Darin zeigt sich eigentlich recht mein Glück, dass ich Tante Veronica zu meiner Haushälterin erworben habe. Sie ist eine saubere, etwas rundliche Dame und hat ein rosiges Gesicht mit vielen freundlichen Fältchen und zwei weissen Löckchen,

die unter einer schneeweissen Haube hervorschauen. Sie trägt stets eine mattgraue Kleidung und hat immer ein sonntägliches Wesen, wenn sie auch alle Hände voll zu thun hat. In ihrem Zimmer sind Blumen, ein Kanarienvogel, urgrossväterliche Möbel, schimmernde Sauberkeit und ein schneeweisses Bett mit weissen Vorhängen. Wenn die Sonne hineinscheint, ist es eine Sehenswürdigkeit.

Tante Veronica weiss eben so gut in meiner Familie Bescheid als ich. Alle die Neffen und Nichten jederlei Grösse, welche zu mir die Treppen heraufgestiegen kommen mit einem Anliegen, einer Bitte, oder auch mit einem: „Ich will Dich nur besuchen, lieber Onkel," vermag sie zu klassifiziren, nur mit den vielen Vornamen liegt sie im Zwiespalt und tappt gern in dem Urwald der verschiedenen Namen umher, ehe sie den richtigen trifft. Da kommt ein leichter zwölfjähriger Schritt die Treppe hinauf, es klingelt, und Tante Veronica geht, um zu öffnen. „Na, Louise . . . Minchen . .

Frieda . . . Clara . . . na! Hedwig, was willst Du denn?“ hörte ich sie auf dem Vorplatz fragen. „Tante,“ antwortet eine lustige Kinderstimme, „weisst Du denn nicht, in der vorigen Woche bin ich ja zwölf Jahre alt geworden, und heute wird die »Zauberflöte« gegeben!“ Und herein kommt Nichte Hedwig gehüpft ganz Erwartung und freudige Aufregung, denn sie wird heute zum ersten Male mit mir ins Theater gehen. Es besteht nämlich ein geheiligtes Herkommen in unserer Familie, dass kein Kind vor seinem zwölften Jahre ins Theater gehen darf, und da das erste Stück, welches der Grossvater und welches der Vater gesehen haben die „Zauberflöte“ gewesen ist, so ist auch dies ehrwürdiger Gebrauch geworden. Ich habe es mir nun ein- für allemal vorbehalten, mitzugehen und das Kind in die neue Wunderwelt einzuführen. Eine Quelle stets neuen Genusses gewährt es mir, die jungen unerfahrenen Gemüther zu beobachten, wie sie sich dem ersten Eindrucke gegenüber ver-

halten. Und alle sind sie verschieden. Da ist Adolph, der sich nie wundert, der praktische, der Alles als selbstverständlich hinnimmt und bei Schlange, Feuer und Wasser nur fragt, wie es gemacht wird; Ludwig, der stumm und starr ist vor staunendem Entzücken und noch tagelang wie im Traum einhergeht; Hermann, der Naturforscher, der die Bemerkung macht: so was thäten die Schlangen gar nicht und in Afrika hätten manche Häuptlinge auch zahme Löwen; Clara, die mit zitternder Furcht und jubelnder Freude das ganze Stück begleitet, und Minchen, die sich hauptsächlich über die schönen Anzüge freut u. s. w.

Ich habe demgemäss die „Zauberflöte" siebenunddreissigmal gesehen und kann sie auswendig. In der Kinderstube ist die „Zauberflöte" ein Lieblingsgespräch, es spielt fast eine Rolle wie Weihnachten. Ja, da bin ich nun bei Weihnachten. Das ist gar eine wunderbare Zeit, und um Alles in der Welt möchte ich sie nicht missen.

Im October fängt es schon an und alle die süssen Reize geniesse ich, alle die holden Kinderphantasien erlebe ich von Neuem. Das ist dann ein Sinnen und Denken und Spintisiren und die Läden Durchmustern! Alle meine Mal-, Papp-, Tischler- und Kleisterkünste werden wieder hervorgesucht und es wird immer geheimnissvoller bei mir, so dass meine kleinen Besucher nur mit Vorsicht eingelassen werden können. Und dann nachher ist Bescheerung der Reihe herum. Bei allen Familien baue ich auf in den letzten Tagen des alten Jahres, und siebenmal kehrt dieser herrliche Tag für mich wieder, der mir stets neue Genüsse bringt. Und auch mir wird bescheert, an jedem Abend, in jeder Familie. Ich habe dreiundzwanzig Rückenkissen, die mir eigentlich ein Gräuel sind, über welche ich mich aber stets unbeschreiblich freue. Darunter sind sieben mit Katzen und vier mit Hunden und drei mit „Ruhe sanft!“ Sanft ruhen sie auch, denn ich habe eine Kiste dazu, welche schon halb voll ist. In dieser Kiste

befinden sich auch so viele Antimacassar oder Antibaumöle, wie ich sie nenne, dass man einen ganzen Tanzsaal damit belegen könnte, und wenn ich meine Zimmer mit den Zeichnungen tapezieren wollte, welche mir zu Weihnachten gemacht worden sind, so könnte ich noch Bedürftigen davon abgeben. Unter diesen Zeichnungen sind auch viele Landschaften mit Bäumen, auf welchen, wie Stifter sagt, Handschuhe wachsen. Ich habe einundzwanzig Cigarrentaschen und rauche fast gar nicht, und siebzehn Kammfutterale, obgleich mein Kopf so glatt wie eine Tenne ist. Hausschlüsseltaschen kann ich jeden Tag in der Woche eine neue nehmen, und von den gekratzten und gemalten Tassen mit „Zur Erinnerung" und „Dem guten Onkel" und den sonstigen Trinkdingen will ich gar nicht reden, denn ihre Zahl ist Legion.

Von meinen Träumen über die ideale Wohnung ist doch ein wenig in Erfüllung gegangen. Sie liegt zwar hoch in einem Hinterhause, allein sie schaut doch auf

schöne grüne Gärten herab. Zwei freundliche Zimmer und eine Schlafkammer nenne ich mein, und auch manch schönes Geräth, darauf mein Auge mit Freude ruht, ist darin befindlich. Manche gute Bücher sind meine stillen Freunde, — laute habe ich ja genug, — auch von den geträumten Sammlungen sind einige saubere Kistchen gefüllt. Ein Vogelbauer mit zierlichen ausländischen Finken steht unter Blumen und schönen Blattgewächsen bei meinem Schreibtisch, der zwar nicht prächtig geschnitzt, doch sehr bequem und traulich ist. Der Mensch muss auch nicht zu viel verlangen. So lebe ich denn vergnügt und heiter und danke meinem Schöpfer, der es so gut mit mir gefügt hat.

Zuweilen frage ich mich wohl, wie es nun fortgehen und wie es einmal enden wird?

Nun ich hoffe, so Gott will, soll es noch eine ganze Weile so sein und bleiben wie es ist. Aber ich werde immer älter und mein Bart wird ganz weiss werden, und

dann wird endlich der Tag kommen, wo ich nicht mehr bin. — Und sie werden mich feierlich zu Grabe bringen an jene Stelle auf dem alten Kirchhofe, die ich mir schon auserwählt habe, an jener Stelle, wo es so einsam und friedlich ist und wo ich so gerne sass, um auf die Stadt hinzusehen, die trotz Gewühl und Gewirr und Getreibe, das in ihr ist, so friedlich in blauem Dämmer daliegt. — Und sie werden viele Kränze auf mein Grab legen und Rosen darauf pflanzen, weil ich die Rosen so sehr geliebt habe. — Dann werden die Kränze verwelken und das Grab wird grün werden und die Rosen in die Höhe wachsen und in jedem Frühling voll Blüthen sein. — Zuweilen werden noch Einige kommen und frische Kränze auf mein Grab legen, aber die Jahre vergehen und es werden immer weniger sein. — Und zuletzt wird Niemand mehr kommen. — Dann werden die Rosen mächtig herangewachsen sein und breit hinranken über das Grab, dass es im Frühling wie ein blühender Rosenhügel daliegt. — Und eines Abends

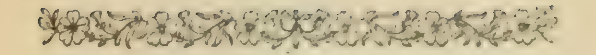
wird ein kleiner Vogel kommen und sich auf einen blühenden Zweig setzen und im stillen Schein des Abendroths sein Liedchen singen. — Und dann wird er vergessen sein: „der gute alte Onkel.“





# DIE NEBELDROSCHKE.





Man hat immer geglaubt, Gasbeleuchtung und Eisenbahnen seien der Tod der Gespenster. Das ist nicht richtig; ein Gespenst gewöhnt sich an Alles. Wenn das abschreckende Neue erst alt geworden ist und Generationen in der Gewöhnung desselben aufgewachsen sind, so wagt sich schüchtern das nebelbeinige Phantom wieder hervor aus dem Asyl alter verfallener Waldschlösser, wo es ein trauriges und angezweifeltes Dasein führte, und in neuen Formen und veränderten Gestalten kehrt es zurück in sein Verhältniss zu den Lebenden. Selbst das nüchterne, moderne Berlin besitzt eine eigenthümliche furchtbare Gespenstergattung, die in nebligen und dunstigen Nächten mit empfänglichen Gemüthern ihr grauliches und wunderbares Spiel treibt.

Es ist bisher nicht aufgeklärt worden, welches Verbrechen der unglückselige Kutschergeist, welcher des Nachts die Nebeldroschke führt, zu sühnen hat. Vermuthungen sind manche vorhanden. Man erzählt davon eine ähnliche Sage, wie von jenem Fuhrmann, dessen Geschäft ihm so wohl gefiel, dass er sich verschwor, den Himmel gern entbehren zu wollen, wenn er nur ewig als ein lustiger Fuhrmann weiter kutschiren dürfe. Sein Wille ging in Erfüllung; er kam nicht in den Himmel, wohl aber an den Himmel, wo er im Sternbild des grossen Wagens über dem Mittelstern der Deichsel ewig durch den unendlichen Raum dahinsaust. In sternklaren stillen Winternächten hört man zuweilen das Knallen seiner Peitsche.

Diese Sage, entsprechend auf den Nebeldroschkenkutscher angewendet, hat leider nicht den Vorzug der Wahrscheinlichkeit für sich; denn der Wunsch: statt in den Himmel — ja sogar statt in die Hölle — zu kommen, ewig eine Berliner Droschke zu fahren, eine solche Verirrung des mensch-

lichen Geistes ist undenkbar! Uebrigens mag ihre Entstehung sein, welche sie wolle — die sagenbildende Kraft des Volkes wird mit der Zeit schon das Richtige feststellen — so viel bleibt sicher, die Nebeldroschke ist eine Thatsache — dies weiss ich durch die Versicherung eines ebenso ehrenwerthen als glaubwürdigen Mannes, des Herrn Tobias Gründler, der dieses Fahrzeug aus eigener Anschauung und Benutzung kennen gelernt hat.

Herr Tobias Gründler ist ein junger Mann ohne Aberglauben und Vorurtheile. Er schwört auf Haeckel und Darwin, von deren Schriften er allerdings nie eine Zeile gelesen hat und über deren Theorien seine Vorstellungen überaus dunkel und unklar sind. Herr Gründler gehört nämlich zu jenen Verehrern des Fortschritts, denen es nicht um das Verständniss desselben zu thun ist, sondern ihm nur anhängen, weil er das Lärmmachende in der Welt ist, und weil sie gern einen Schimmer von Starkgeistigkeit um sich verbreiten möchten. Es wäre

beleidigend, wollte man Herrn Gründler auch nur den Hauch des Glaubens an Geister und Gespenster und ähnliches längst überwundenes Ammenthum zumuthen; allein, wenn man das Gespräch auf die Nebeldroschke bringt, so legt sich seine Stirn in nachdenkliche Falten, seine Augen nehmen einen besonderen Ausdruck an, und er gewinnt die Miene eines Menschen, dem man im Skat bei einem sonst unantastbaren Null die Farbe anspielt, darin er den König blank hat.

Es war eines schönen Abends bei Moselbach; Herr Gründler bestellte gerade den sechsten Schoppen jener Sorte vom Moselwein, welcher unter dem Namen „Kutscher“ den Liebhabern des Säuerlichen bekannt ist, und sein Gemüth war in Folge dessen in einer angenehmen, mittheilsamen, zu Aufschlüssen geeigneten Stimmung, welche bei solchem Getränk eigentlich wunderbar erscheint und wohl auch nur durch lange Gewöhnung erworben werden kann. An diesem Abend hat er mir sein Erlebniss mit der Nebeldroschke anvertraut.

„Vor einem Jahre im Herbst," erzählte Herr Gründler, „feierten wir den Geburtstag eines meiner Bekannten, eines Bildhauers, in dessen Atelier. Wie Sie sich wohl denken können, wurde viel Punsch getrunken, eine eigenthümliche Sorte: Herbstpunsch genannt, ein teufelmässiges Getränk, dessen Recept direct aus der Hölle stammt. Ich erinnere mich, dass ich nach seinem Genuss sehr heiter wurde. Draussen war eine echte, nasskalte, neblige Herbstnacht; der erste Schnee war gefallen und wieder im Vergehen; die ganze Natur war melancholisch; der Mensch aber fühlte sich verlockt, ihr ein Schnippchen zu schlagen und nun doppelt lustig zu sein. Es ist mir dunkel im Gedächtniss, dass ich in jener Nacht mit Menschen Brüderschaft getrunken habe, welche mir niemals vorher oder nachher in meinem Leben wieder begegnet sind. Ich habe eine dämmerige Vorstellung von einer schwärmerischen Neigung zu dem Gypsmodell einer Venus und dass ich nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, ihr

auf den Knieen meine Liebe zu erklären und ihr Punsch zu trinken zu geben. Ueber diesen Moment hinaus werden alle meine Vorstellungen verworren, bis ich mich im Nebel allein auf der Strasse wiederfinde, durch den nassen Schnee patschend, in einem dunklen Drange, meine weitentlegene Wohnung und mein sicheres Bett zu gewinnen. Der nächste Weg dorthin führte im Zickzack durch viele Strassen, die ich mit der müden Verdrossenheit eines Droschkenpferdes durchtappte. — Nach einer Weile erwachte in mir der Wunsch zu fahren; bis jetzt aber war mir auf meinem Wege noch keine Droschke begegnet. Die Strassen waren bei der späten Nachtzeit schon wie ausgestorben. Endlich an der nächsten Ecke leuchtete ein matter verschwommener Schein durch den Nebel; dort hielt ein Wagen. Trotz meiner Müdigkeit fasste mich ein seltsames Grauen, ein Widerwille gegen dieses Gefährt, als ich ihm näher trat. Obgleich ich es mit den Händen berühren konnte, wollte es doch nicht mit

klarer Bestimmtheit sich aus dem Nebel ablösen. Bei dem alten Schimmel, der gesenkten Hauptes davorstand, konnte man kaum unterscheiden, wo das Pferd anfing und wo der Nebel aufhörte. Vom Gesicht des Kutschers sah ich nur einen blassen Schein; mir war, als sähe er mich mit hohlen Augen auffordernd an und winkte mit seiner Peitsche. Mir schauderte und ich tappte weiter. — An der nächsten Ecke traf ich wieder eine Droschke. Merkwürdig, es war zweifellos dieselbe von vorher; sie zeigte sich meinen Blicken bestimmter und ich sah deutlich, wie der alte Schimmel, ganz der nämliche von der früheren Ecke, aus seinen Nasenlöchern zwei gleichmässige Dunstströme in den Nebel hinausblies, als sei noch nicht genug von diesem Stoff vorhanden. Der Kutscher sah mich wiederum mit den hohlen Augen auffordernd an und winkte schweigend mit der Peitsche; wieder ging ich vorüber.

Ich will gehängt sein, wenn an der nächsten Ecke nicht ganz dieselbe Droschke

hielt, der ich schon zwei Mal begegnet war! Jetzt trat sie mir so deutlich entgegen, wie es bei dem starken Nebel nur erwartet werden konnte. Meine Müdigkeit war inzwischen so gross geworden, dass sie meine Besorgniss überwand; mit rasch gefasstem Entschluss trat ich näher und rief dem Kutscher Strasse und Nummer meiner Wohnung zu. Dann hielt ich ihm das Geld hin, welches er zu fordern hatte, allein er nahm es nicht, sondern schüttelte traurig das Haupt und winkte mir schweigend mit der Peitsche, einzusteigen.

Mein Geist war zu müde, um sich zu verwundern; auch dass die Droschke, wie ich beim Einsteigen bemerkte, die Nr. „0" führte, erregte kaum meine Aufmerksamkeit. Ich muss sofort eingeschlafen sein, denn ausser einer dumpfen Verwunderung, dass die Räder der Droschke beim Davonfahren gar kein Geräusch machten und dass der Huftritt des Schimmels durchaus unvernehmlich blieb, ist mir von dem, was zunächst geschah, nichts in der Erinnerung geblieben.

Wie lange ich in dieser Weise gefahren bin, weiss ich nicht genau; doch als ich endlich wieder zu mir kam, zeigte mir der hellere Schein des Nebels, dass der Anbruch des Morgens nicht mehr fern sei. Ich konnte mich in die Sachlage anfangs nicht finden. Dies geräuschlose Dahinfahren erschien mir so fremdartig, so spukhaft und geheimnissvoll, dass ich zunächst dachte, ich sei in einem Traum befangen. Ich blickte aus dem Fenster: so weit ich sehen konnte, eine weite, mit zerfliessendem Schnee bedeckte Fläche; in kleinen Vertiefungen stand blankes Wasser. Zuweilen glitt die in Nebel gehüllte Gestalt eines Baumes oder eines niedrigen Busches vorüber, und plötzlich ward mir klar, dass ich mich gar nicht mehr in der Stadt befand. Meine erste Regung war natürlich, den Kutscher zum Halten zu bringen und ihn zur Rede zu stellen. Vor mir, durch das Glasfenster, sah ich seinen breiten dunklen Rücken; der Kopf war etwas nach vorn geneigt, vielleicht war der Mensch eingeschlafen, und der Schimmel nacht-

wandelte in dunkler Sehnsucht nach den Gefilden seiner Jugend eigene Wege. Ich rief, ich schrie, ich klopfte an's Fenster. allein dies machte keine Wirkung. Endlich nahm ich meinen Stock und steckte ihn durch das kleine halbmondförmige Loch des Vorderfensters, um den Kutscher aus seiner Ruhe aufzustören, allein — ohne jeglichen Widerstand fuhr der Stock durch den Leib des Rosselenkers hindurch und die Droschke fuhr weiter. Da überfiel mich ein kaltes Grausen, wie ich es nie zuvor gekannt. In einer Art von stillem Wahnsinn bohrte ich meinen Stock fortwährend in den gespenstischen Fuhrmann hinein, in der dunklen Hoffnung, endlich doch noch auf einen Widerstand zu stossen; allein blasser und blasser wurde jetzt sein Umriss und verschwamm in dem alles erfüllenden Nebel. Fast gleichzeitig empfand ich ein Brausen in den Ohren, ein Klingen — —; ein Ruck, ein scharfer Stoss — — ich verlor die Besinnung!

Als ich wieder zu mir kam, war es Tag,

soweit es unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen überhaupt Tag sein konnte. Ich sass allein auf weitem Felde in einer Schneelache und ringsum war nichts als der einsame dichte, traurige Nebel.

Müde, erfroren und in der jämmerlichsten Stimmung machte ich mich auf und fand nach langem Suchen eine Chaussee, die mich nach etwa einer halben Stunde wieder zu bewohnten Gegenden in die Strassenwelt Berlins zurückführte."

„Seit jener Zeit bin ich niemals wieder in einer Berliner Nachtdroschke gefahren", sagte Herr Tobias Gründler, seine Erzählung schliessend.

Dann rief er den Kellner herbei und bestellte den siebenten Schoppen, den „Nebelkutscher".





# PROFESSOR MUCKENSTURM'S „LEBENSRETTER".





Schon längst war ich auf die ausserordentlichen Resultate aufmerksam geworden, welche Herr Professor Muckenturm mit seinem wunderbaren Elixir „der Lebensretter“ erreicht hatte. Nicht allein, dass die Zeitungen in ihren Inseratentheilen fast täglich schriftliche Arbeiten dieses Herrn enthielten, welche sich sämmtlich mit den Vorzügen dieses königlichen Trankes beschäftigten, sondern es hatten sich auch viele begeisterte Jünger gefunden, welche, durch den „Lebensretter“ von einer erstaunlichen Anzahl von verschiedensten Krankheiten befreit, im Interesse der leidenden Menschheit dies brieflich bezeugt hatten, und zwar niemals ohne eine Nachbestellung von so und so viel Flaschen der köstlichen

Flüssigkeit. Herr Professor Muckensturm musste eins der tiefsten Geheimnisse der Natur ergründet haben, er musste den wunderbaren Stoff entdeckt haben, der in räthselhafter Weise auf den innersten Kern des Menschen einwirkt, denn anders war es nicht zu erklären, dass Schwindsucht und Schlagfluss, Dyssenterie, Zipperlein und Fettsucht, und wie nun alle die unzähligen Leiden heissen mögen, welchen das Meisterwerk der Schöpfung ausgesetzt ist, dadurch beseitigt wurden.

Ich interessirte mich ausserdem für Herrn Professor Muckensturm, weil er ein origineller Schriftsteller war. Wie er radical zu Werke ging in der Heilung der leidenden Menschheit, so war seine Behandlung der deutschen Sprache nicht minder bahnbrechend und von einem neuen Geiste durchdrungen. Gleich allen bedeutenden Männern hatte er über alle Dinge seine eigene Ansicht und so hatte er sich auch eine eigene Orthographie gebildet und war ein Meister in der Erfindung neuer Wörter und

Wendungen, welches Alles seiner Schreibweise etwas plötzlich Hervorspringendes gab, so dass man seinen Stil mit dem Ausdruck „Vexirdosenstil“ nicht unangemessen bezeichnen könnte. Am schrecklichsten war dieser Herr aber, wenn er voll sittlicher Entrüstung in einem seiner Inserate den hinreissenden Strom der Beredsamkeit gegen die Sippschaft der Medizinärzte rückhaltlos erbrausen liess. Von wahrer Trauer wurde man erfüllt, wenn man erfuhr, dass so viel Geist und Mittel seit so vielen Jahrhunderten zwecklos auf das Studium der Medizin verschwendet worden seien, dass alle Triumphe der Wissenschaft, aller Fortschritt in der Kenntniss der Krankheiten auf bewusster und unbewusster Täuschung beruhen, und dass es der unglücklichen Menschheit Schicksal sei, allmählich, aber planmässig im Interesse einer Minderzahl von gewissenlosen und prunkhaften Ignoranten hingemordet zu werden. Nachdem der vortreffliche Schriftsteller so eine hinreichend trübe Verzweiflungsnacht ge-

schaffen hatte, liess er trostreich, wie einen milden hoffnungsvollen Stern, den „Lebensretter“ aufgehen und zierte sich selber das Haupt mit der Strahlenkrone eines Apostels, der gesandt sei, die Leiden zu mildern und die Kranken zu heilen. Aus unzähligen Kräutern, in denen die Natur ihre geheimnissvollsten Kräfte niedergelegt hatte, war sein Trank bereitet, und wer daran zweifelte, wurde aufgefordert, ihn zu besuchen, wo er bereit war, demselben die hunderte von Substanzen, welche er in einem eigenen Zimmer aufbewahrte, zu zeigen. Und alles dies ward mit einer Sicherheit und einem Posaunenton der Bestimmtheit in die Welt gerufen, dass selbst dem ärgsten Zweifler der Gedanke kam, dieser Apostel müsse wenigstens selber an seine Mission glauben.

Ich konnte mich nicht länger den bestrickenden Einwirkungen der Muckensturmschen Beredsamkeit entziehen, und die Folge davon war, dass ich mich eines Tages im Besitze einer viereckigen kurzhalsigen Flasche

befand, welche mit einer geheimnissvollen grünlichen Flüssigkeit gefüllt war. Auf dem Etiquette, welches mit allen verführerischen Künsten des Buntdruckes ausgestattet war, prangte mit grossen rothen Buchstaben die Bezeichnung „Lebensretter". Ich muss bekennen, dass ich von dieser Zeit an mit einer Art wilder Sehnsucht eine Gelegenheit herbeiwünschte, um die so gepriesene Wirkung dieses kostbaren Getränkes zu erproben. Wenn ich auch nicht behaupten darf, dass mein Wünsche auf ein Nervenfieber, einen Typhus oder sonst eine hervorragende Krankheit gerichtet waren, so wäre mir doch ein leichter Katarrh, eine Verstimmung der Magennerven oder ein kleines Schnupfenfieber nicht ganz unerwünscht gewesen. Aber ich war in dem feuchten und nebligen Winter, von welchem wir heimgesucht waren, mit einer solchen Gesundheit geschlagen, dass die Aussicht, die Wirkung des Lebensretters an mir selber zu erproben, bereits die Gestalt eines schönen Traumes anzunehmen begann.

Einst, an einem nassen und feuchtkalten Wintertage, an welchem der Himmel unablässig jene teuflische Mischung von Schnee und Regen herabgeschüttet hatte, welche zuweilen als eine wässrige und nasskalte Strafe seiner Sünden über den Bewohner der norddeutschen Tiefebene verhängt wird, kam ich durchnässt und erfroren und in einer Stimmung, welche sich mit diesen Thatsachen in der wünschenswerthesten Harmonie befand, zu Hause an. Nach einer kleinen Unterhaltung mit meiner Wirthin, in welcher wir Beide in der Verfluchung des schlechten Wetters im Allgemeinen und dieses Wetters im Besonderen Anerkennenswerthes geleistet hatten, befand ich mich mit meinem trostreich und heimlich summenden Theekessel allein. Zufällig fielen meine Augen auf den „Lebensretter". Die Anwesenheit dieser Flasche hatte, wie vorhin angedeutet, bereits einen demoralisirenden Einfluss auf mich ausgeübt. „Heute war es so ein Tag, heute könntest du dich mit voller Berechtigung erkältet haben," dachte

ich und fing bereits an, in der Vorstellung zu schwelgen, dass ich am nächsten Morgen mit einem tüchtigen Schnupfen aufwachen würde. Indem ich begann dies als feststehend anzunehmen, schweiften meine Gedanken weiter in das Gebiet einer gewagten Hypothese. „Wenn," dachte ich, „der »Lebensretter« gut ist, die Krankheiten zu beseitigen, so wird er nicht minder vortrefflich sein, dieselben zu verhindern. Vermag er das Uebel sicher zu vernichten, wenn es schon ausgewachsen und gross ist, wird er nicht ungleich gefährlicher seinen unbedeutenden Keimen sein?" Zugleich glaubte ich ein Kribbeln in der Nase zu empfinden und einen Hustenreiz im Halse zu verspüren, welche vermeintlichen Thatsachen mir eigentlich eine beschämende Erinnerung an meine Kindheit hätten ins Gedächtniss rufen sollen, wo jedesmal eine Art Heuchelhusten sich bei mir einstellte, wenn meine Geschwister aus katarrhalischen Gründen mit Bonbons behandelt wurden. Denn ich will es nur offen

gestehen: der „Lebensretter“ hatte ein so verlockendes und einschmeichelndes Aussehen, dass er die nicht abzuweisende Vorstellung erweckte, er müsse ganz verteufelt gut schmecken.

Unter diesen Betrachtungen hatte ich ein Liqueurglas herbeigeholt und den Kork von der Flasche entfernt. Ich füllte das Glas und hielt es gegen das Licht. Das Getränk war von der angenehmen grünlichen Farbe des Chartreuse und verbreitete einen aromatischen Kräuterduft, der die Phantasie vermöge eines Ideenzusammenhanges mit der angenehmen Vorstellung von Alpenwiesen und Sennhütten befruchtete. Dann probierte ich und meine Meinung lautete: „Hm!“ Dies ist zwar kaum ein Wort, und die Nase scheint bei seiner Aussprache mehr betheiligt zu sein als der Mund, allein dennoch bieten diese zwei Consonanten ein bequemes Gefäss, um es mit dem Ausdrucke einer rückhaltlosen Bewunderung zu erfüllen. „Hm,“ sagte ich noch einmal, wobei ich in den Ton meiner Stimme

noch einige Nüancen Bewunderung mehr hineinfärbte, und trank das Glas aus.

Professor Muckensturm hatte eine Idee gehabt, welche mir einen hohen Begriff von seiner Weisheit beizubringen geeignet war. Er hatte in seinem „Lebensretter“ das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen gesucht, indem er ihn in Gestalt eines äusserst wohlschmeckenden Schnapses hergestellt hatte. Es ist allgemein bekannt, welche immensen Erfolge durch diese Methode erreicht werden können. Ich brauche nur an den Dichter zu erinnern, mit dessen Schöpfungen wir in unserer Jugend eine intime Bekanntschaft zu machen genöthigt waren, ich meine den alten Zumpt, der die höchst nützlichen, aber wehrsamen Genussregeln uns in anmuthiger Versüberzuckerung — wie kleinen Kindern den Wurmsamen — beibrachte, wodurch diese Gesetze sich so rammeltief in unser Gedächtniss einprägten, dass alle Stürme des Lebens nicht hinreichten, sie wieder zu entwurzeln.

Ich beschloss, um Herrn Professor Muckensturm einen schwachen Beweis meiner Hochachtung zu geben, ein zweites Glas auf sein Wohl zu leeren. Ich that es nicht mehr als gerne, denn dies Getränk hatte jenen interessanten Beigeschmack nach „mehr", der eine unerlässliche Eigenschaft aller guten Getränke ausmacht. Nach diesem Glase gerieth ich in einen wissenschaftlichen Zweifel, ob wohl die ausserordentlich gelungene Mischung von Milde und Kraft, oder die geschickte und diskrete Anwendung aromatischer Würze den Hauptantheil an der vortrefflichen Wirkung habe. Dies war eine ernste Frage und erforderte drei weitere mit Anspannung aller Sinneskräfte und nachdenklicher Zunge geschlürfte Gläser. Das Resultat war ein günstiges, denn wie in einem echten Kunstwerk hielten sich alle diese Eigenschaften in einem so massvollen Gleichgewicht, dass sie zusammen ein vollendet schönes Ganze bildeten. Ein sechstes Glas konnte diese meine Meinung nur bestätigen.

Die Wirkung des „Lebensretters“ war vortrefflich. Die schwarze Laune, mit welcher ich anfing, ihn zu trinken, war längst gewichen, und ich begann die Dinge in dieser Welt in rosenfarbiger Verklärung zu sehen und vermochte nicht zu begreifen, wie man sich durch äussere Dinge von so geringer Wichtigkeit, wie schlechtes Wetter und dergleichen, verstimmen lassen könne. Ich fand sogar, dass das vorliegende wässrige Schneegestöber ein durchaus charaktervolles und ausserordentlich humoristisches Wetter sei. Alle grauen Raupen, welche sich im Laufe des Tages in meinem Kopf verpuppt hatten, krochen jetzt aus und flogen als bunte Schmetterlinge umher. Meine Zukunft lag klar und offen vor mir, wie ein schöner breiter Weg mit blühenden Obstbäumen eingehegt, die Schlagbäume waren aufgezogen und standen wie angenehme Zierrate zur Seite, die Dornenhecken hatten sich mit Rosen bedeckt und waren voll singender Nachtigallen. Auch begriff ich durchaus nicht, warum ich nicht neu-

lich, als die Gelegenheit so günstig war, Karolinen um den Hals gefallen sei und gesagt hätte: „Theures Mädchen, ich liebe Dich!“ Ich beschloss dies bei der nächsten Gelegenheit zu thun.

Bei alledem wollte mir diese Wirkung des „Lebensretters“ nicht so ganz unbekannt erscheinen. Ich glaubte mich zu erinnern, früher nach gewissen Quantitäten Portwein oder eines ähnlichen geistigen Fluidums verwandte Erscheinungen bemerkt zu haben. Nachdenklich füllte ich das unterdess mehrfach geleerte Glas von Neuem und betrachtete dann das Etiquette und das darauf befindliche Kunstwerk. Dabei machte ich die Bemerkung, dass meine Augen zum Sehen weit ungeeigneter waren wie gewöhnlich, indem alle Gegenstände von einem höchst seltsamen Flimmern befallen schienen, welches zuweilen in ein deutliches Schwanken überging. Trotzdem erkannte ich mit einiger Mühe den dargestellten Gegenstand. Der alte klapperbeinige Hans Mors selber war darauf abgemalt wie er mit Stundenglas

und Hippe scheinbar in entsetzlicher Angst vor einem Manne entfloh, der wie eine Keule eine mächtige Flasche „Lebensretter“ nach ihm schwang. „Ja, jetzt soll er nur kommen!“ rief ich und ergriff in plötzlicher Begeisterung die Flasche am Halse, um sie ebenfalls zu schwenken, wobei sich leider ein Theil der kostbaren Flüssigkeit in den Aermel meines aufgehobenen Armes ergoss, wie ein Katarakt darin hinunterfuhr und, sich ausbreitend, kühl an meiner Seite bis zu den unteren Regionen hinabrieselte. Dieser äusserliche Gebrauch des Heilmittels beruhigte mich wieder soweit, dass ich die Flasche bedächtig auf den Tisch stellte.

Unterdess war es im Hause und draussen ganz still geworden, denn es war fast Mitternacht und ich hörte deshalb ganz deutlich die leisen Tritte Jemandes, der jetzt die Treppe herauf ging. Ganz langsam in unheimlicher Regelmässigkeit Stufe für Stufe kam es näher, und ich wusste merkwürdiger Weise mit vollständiger Sicherheit, dass

dies Etwas zu mir wolle. Nach dem Klange der Schritte musste es von behender und leichter Gestalt sein und doch ging nach jedem Tritt ein deutliches, aber lautloses Zittern durch das ganze Haus. Jetzt kam es mit langsamem klapperndem Gang über den Vorplatz und dann liess sich ein spitzes knöchernes Pochen an meiner Thüre hören, worauf eine Todtenstille folgte; denn in unwillkürlichem Schauer vermochte ich anfangs nicht „Herein!“ zu rufen. Erst, als mein Zimmer einen plötzlichen Versuch machte, mich zu dem Mittelpunkt einer rotirenden Bewegung zu benutzen, ermannte ich mich wieder und rief das Wort, über dessen Klang ich zugleich erschrak.

Die Thür öffnete sich bedächtig und es schob sich ein hagerer zugeknöpfter Herr herein, dessen Gesicht von der ungeheuren Krämpe seines Hutes ganz bedeckt war. Er trug einen langen, im Lichte meiner Lampe blitzenden Gegenstand in der Hand, den er vorsichtig an die Wand lehnte. Als er sich dann bückte, um die Thür zu

schliessen, lief das Wasser aus seiner Hutkrämpe platschend auf den Fussboden. Zugleich verspürte ich einen widerwärtigen Geruch nach alten vermoderten Blumenkränzen.

„Guten Abend," sagte er dann mit einer Stimme, die einen Klang hatte, als wäre die Essenz von Allem, was jemals zersprungen und geborsten war, darin vereinigt. „Guten Abend," sagte er, „Sie haben mich gerufen und hier bin ich." Dann schlürfte er langsam durch das Zimmer, setzte sich ohne Weiteres zu mir auf das Sopha und nahm bedächtig seinen riesigen Hut ab. Ich fuhr zusammen in jähem Entsetzen, denn ein weissgebleichter hohläugiger Todtenschädel grinste mir entgegen. Er war es selber, der klapperbeinige Hans Mors, den ich vorhin so verwegen herausgefordert hatte. Mein Entsetzen schien ihn sehr freudig zu berühren, denn er öffnete mehrmals die Kiefern mit den blendend weissen Zähnen, und ich vermuthe, dass er lächelte, obgleich dieser Anblick über alle Maassen grässlich war.

Dann strich er sich mit den Knochenfingern bedächtig den blanken Schädel an derjenigen Stelle, wo den Menschen die Haare zu wachsen pflegen, lächelte noch viel schauderhafter und nahm dann langsam seine Sanduhr, welche er an einem Lederriemen wie einen Operngucker umgehängt trug und stellte sie auf den Tisch. „Sie läuft noch zehn Minuten,“ sagte er mit einer Stimme, die irgend woher aus dem Sophapolster zu kommen schien, und knöpfte dann langsam seinen Rock auf, so dass die sauber gehaltenen weissen Rippen zum Vorschein kamen. Er zog zwischen denselben eine Uhr hervor, welche er an einer Kette von kleinen silbernen Todtenknochen um den Hals trug, und betrachtete sie aufmerksam. Sie war schwarz und wie ein kleiner Todtenkopf geformt und hatte einen Gang gleich dem knirschenden Picken des Holzwurmes. Nachdem er sie wieder an ihren Ort versenkt hatte, wo sie in der Gegend zwischen den falschen Rippen noch eine Zeit langsam einherbaumelte, steckte er die Daumen unter

die Schlüsselbeine, und trommelte mit den dürren Fingern behaglich auf dem Brustknochen, wobei er aufmerksam seine Sanduhr betrachtete.

Aus einer Art von Erstarrung, in welche mich dieser entsetzliche Besuch versetzt hatte, erwachte ich erst, als mein Blick auf den „Lebensretter“ und sein vielverheissendes Etiquette fiel. Ein Funke Hoffnung erwärmte das Blut in meinen Adern und liess es wieder vom Herzen strömen; ich begann mit einer Art von Galgenhumor mich meiner Wirthspflichten zu entsinnen. Ich füllte das Glas bis zum Rande; „Schlechtes Wetter heute,“ stotterte ich, „frostiges Wetter! vielleicht ein Gläschen Schnaps gefällig?“

„Schlackerwetter — Lieblingswetter — gefällt mir,“ antwortete der Entsetzliche und ich sah mich erschreckt um, denn die Stimme kam scheinbar aus meinem Kleiderschrank. Dann grinste er wieder, streckte die dürre Hand aus und ergriff das Glas:

Zwei Gedanken, die mich fast das Schreckliche meiner Lage vergessen liessen, nahmen

mich jetzt gefangen. „Wie wird dieser durchlöcherte Hohlraum trinken und wie wird es ihm bekommen?“

Er setzte das Glas an, ich sah die Flüssigkeit an seinem Halswirbel niedergleiten und sich in einen grünlichen Dunst auflösen, der die ganze innere Höhlung ausfüllte und an einzelnen Stellen zwischen den Rippen in kleinen Wölkchen wieder hervorquoll. Aber kaum hatte er getrunken, als seine Kinnladen ein paarmal hastig auf und nieder klappten und dann immer schneller an einander fuhren, zuletzt in so rasendem Tempo, dass man einen gelinden Trommelwirbel zu hören vermeinte. Ein Zittern und eine hastige Unruhe kam in das ganze Knochengerüst, ein paarmal versuchte es aufzustehen, sank aber immer wieder auf das Sopha zurück. Endlich erhob es sich mühsam und irrte suchend in furchtbarer Verwirrung im Zimmer umher, wobei jedes Knochenglied an seinem Körper selbständig ein zitterndes Klappern vollführte. In gänzlicher Verstörung tappte er an den Wänden nach

seiner Sense, von Zeit zu Zeit sich angstvoll nach dem „Lebensretter“ umsehend, was stets ein verstärktes Klappern zur Folge hatte. Endlich kam ich ihm zu Hülfe, reichte ihm die Sense hin und öffnete ihm die Thür. Mit sichtbarer Freude drängte er sich hinaus und eilte zur Treppe.

Dort aber, als er gerade im Begriff war, hinabzusteigen, ersah ich die Gelegenheit, setzte meinen Fuss kraftvoll auf seine Hinterseite und ertheilte ihm einen so gewaltigen Stoss, dass das alte Knochengebäude kopfüber kopfunter mit entsetzlichem Geprassel die Treppe hinabfuhr. Ich sprang schnell in mein Zimmer zurück, verriegelte die Thür und lauschte. Nicht viel war vernehmlich, es rappelte und krabbelte nur ein wenig auf der unteren Diele. Nach einiger Zeit wagte ich durch ein Guckloch zu sehen, welches in der Thür angebracht war. Da sah ich den alten Knochenmann auf dem Hausflur, der die ganze Nacht erleuchtet zu sein pflegte, auf den Knieen liegen, dass seine spitze Hinterseite hoch emporstand, mit

Kopf und halber Brust unter dem grossen Wäscheschrank verborgen, scheinbar emsig nach etwas tastend. Endlich kam er wieder hervor und hielt eine Hälfte seines zerbrochenen Stundenglases in der Hand, die er traurig an die andere Hälfte anpasste und dann bekümmert in die Tasche steckte. Dann hinkte er zu seiner Sense, die er mit Kopfschütteln besah, denn sie war gänzlich verbogen, und versuchte sie an einem Treppenabsatz wieder gerade zu treten. Endlich fühlte und tastete er an seinem ganzen Leibe herum, als wollte er untersuchen, ob er sonst noch Schaden gelitten, warf noch einen scheuen hastigen Blick die Treppe hinauf nach meiner Zimmerthür und humpelte kläglich davon.

Als ich am anderen Morgen erwachte, lag ich unausgekleidet auf meinem Sopha: das ganze Zimmer roch nach Kräutern und auf dem Tische stand eine vollständig geleerte Flasche „Lebensretter“. Es dauerte einige Zeit, bis ich mir dieser Thatsachen vollständig bewusst wurde, denn in meinem

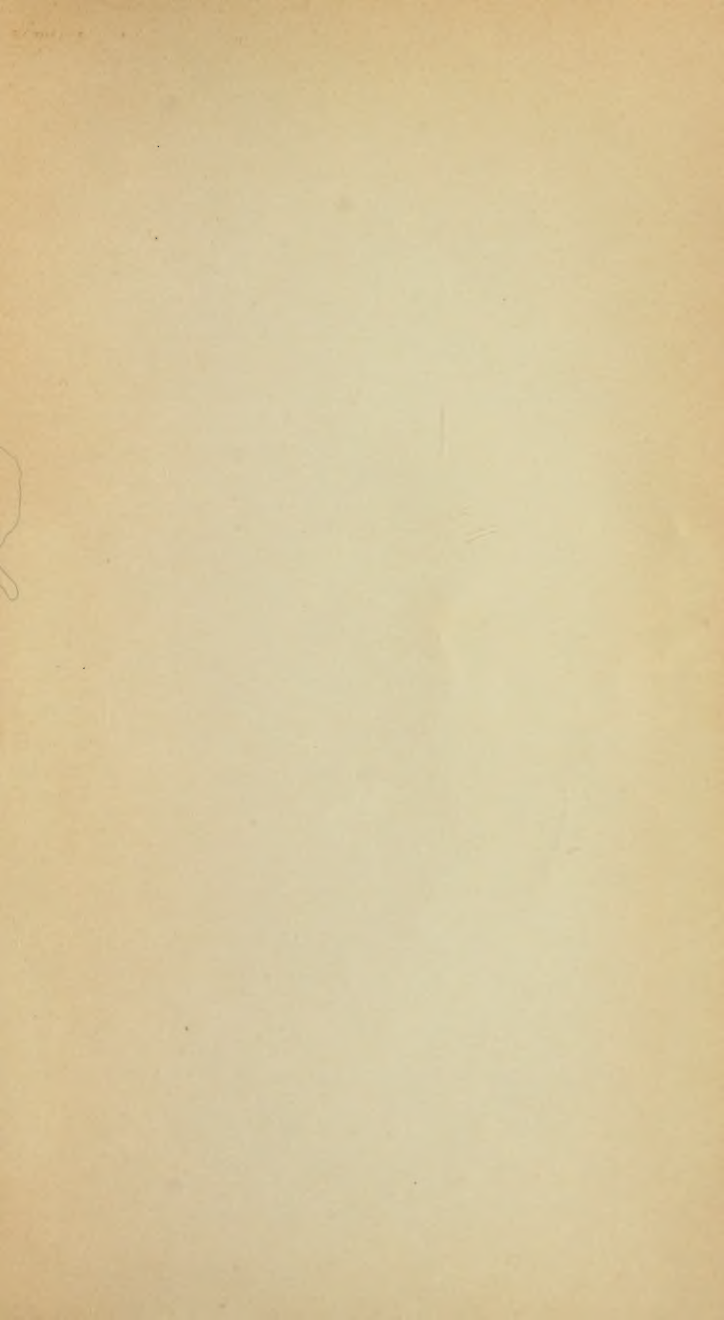
Kopfe war ein Gefühl wie es ein Dampfkessel haben muss in dem Moment, wo er platzen will.

Nie in meinem Leben soll wieder ein Tropfen „Lebensretter“ über meine Lippen kommen!

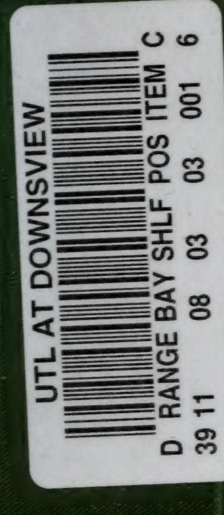





Druck von W. Drugulin in Leipzig






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 03 03 001 6